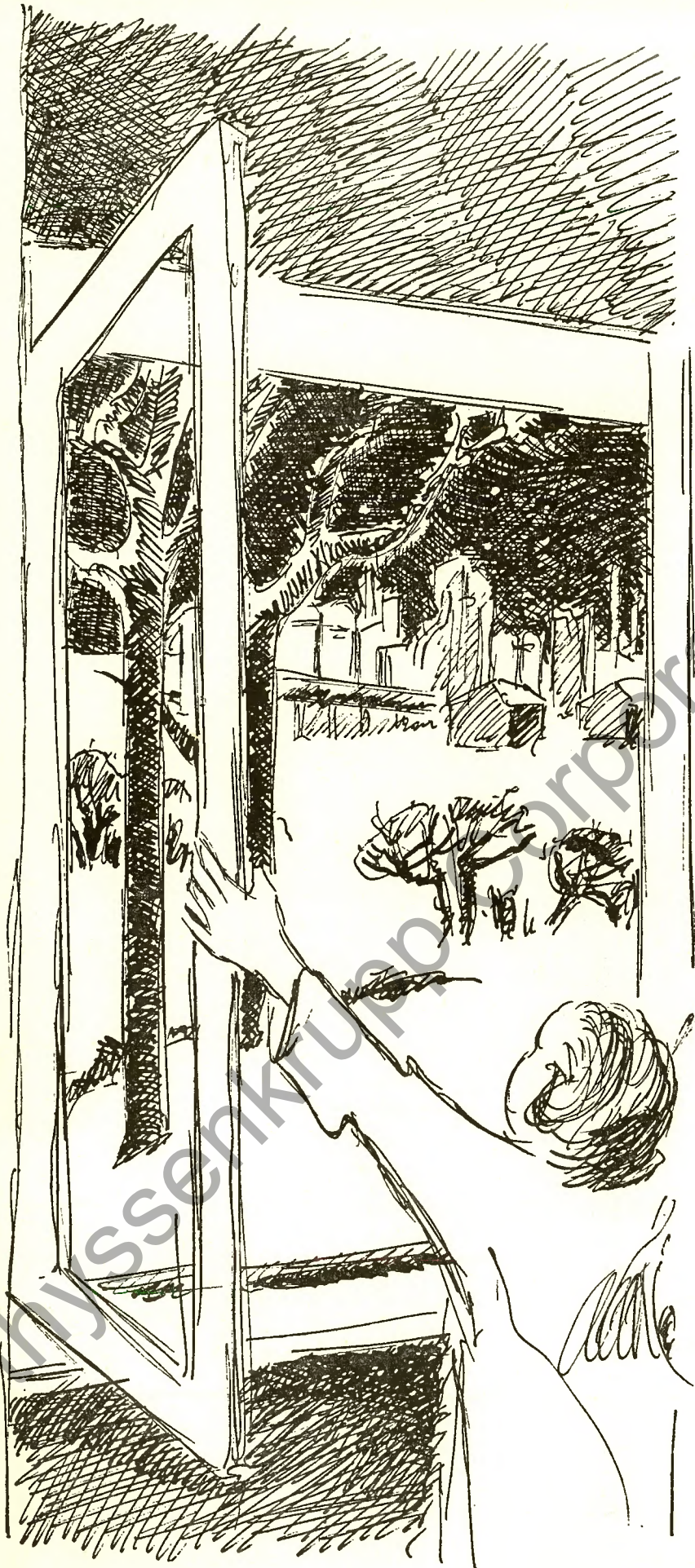


WESTFÄLENHÜTTE





Frohe
Weihnachten
und ein
erfolgreiches
neues Jahr

*wünschen wir allen Mitarbeitern
und ihren Familienangehörigen*

Die Betriebsvertretung:

Steegmann Pfeiffer Fige

Der Vorstand:

Berndsen Gubitz Dr. Harr

Die Botschaft

Nun ist des Jahres hohe Zeit ins Land gekommen. Die Menschen rüsten sich zum Fest der Liebe und zum Schritt über die Schwelle eines neuen Jahres. Und halten wohl auch einmal für ein paar Sekunden den Atem an, um sich vom Flügelschlag des „Engels, der da durch den Raum geht“, berühren zu lassen; des Engels, der die Botschaft vom Frieden auf Erden den Menschen verkündet . . .

Die Städte gleißen im Lichterschmuck des Wirtschaftswunders. Ein wenig zu aufdringlich — so scheint mir — lockt die Fassade des Wohlstandes; eines Wohlstandes, der mit dem Luxus der Sachwerte uns allen die Fata Morgana der Zufriedenheit vorgaukeln möchte.

Gewiß: Lichterketten und verführerische Auslagen, Festestrubel und Schenkenwollen gehören zu den Vorwochen des Weihnachtsfestes. Sie gehören mit zur Einstimmung auf jene wenigen Tage im Jahr, an denen wir alle und allen Gutes tun möchten, wo wir den Hader verbannen und im Schein der Kerzen am Tannenbaum willens sind, erlittene Bitternis zu vergessen und selbstgetanes Unrecht abzubitten.

Und dennoch dünkt manchem von uns, ein wenig zuviel des Lauten und Lockenden zu sein. Die echte, innere Selbstbesinnung droht im Trubel und Jubel unterzugehen. In einem Bild gesagt: Schallplatten, Rundfunk und Fernsehgeräte übertönen den Gesang aus Kindermund. Die Märchenchau der Schaufenster ist attraktiver als der schlichte Adventskalender mit der Weihnachtsgeschichte hinter dem Papierfensterchen.

Das alles kommt nicht von ungefähr. Es ist der Preis, den wir für unseren „Wirtschaftserfolg“ zahlen. Nicht unbedingt zahlen müssen, aber zumeist doch gern auf den Tisch blättern, um im Rausch der eigenen Tüchtigkeit jene innere Stimme zu beschwichtigen, die da bescheiden mahnt: Der Mensch lebt nicht von Brot allein . . .

Natürlich haben wir in den letzten Jahren Gewaltiges — ja Einmaliges — geleistet: haben mit Schweiß und Entbehrung Berge von Trümmern geräumt, haben zerschlagene Fabriken, Wohnungen und Straßen gebaut, haben eine ruinierte Wirtschaft zu einer Spitzenstellung in der Welt geführt. Und haben das alles ohne allzu empfindliche soziale Erschütterungen zuwege gebracht, haben politische und gesellschaftliche Spannungen geglättet und — eigentlich so ganz nebenher — einen neuen Gesellschaftstypus, den ich den „Arbeiterbürger“ nennen möchte, geboren! In keinem Lande der Welt (und schon gar nicht im „Arbeiterparadies“ des Ostens) ist der schaffende Mensch mehr als bei uns Dreh- und Angelpunkt des gesellschaftspolitischen Denkens. Weil wir alle, ob im ruhigen Anzug des Hochofenmannes oder im weißen Kittel des Ingenieurs, „Arbeiter“ — das heißt: unsere Volkswirtschaft tragende und treibende Staatsbürger — sind!

Das alles ist natürlich auch Grund zu Stolz, Freude und Zufriedenheit. Aber Stolz und Freude sollten nicht in eine Selbstzufriedenheit münden, die sich mit dem Erreichten begnügt und die Augen vor den noch offenen Fragen verschließt. Nachdem wir das wirtschaftliche Fundament unserer Existenz gelegt und gesichert haben, verdienen nun die Probleme Vorrang, die nicht allein mit Wirtschaftserfolgen zu lösen sind. Gedacht ist hierbei an das „Problem“ für jeden deutschen Menschen: die Wiederherstellung eines einigen Deutschlands!

Wenn irgend etwas uns die Fragwürdigkeit unserer im Schwerpunkt auf wirtschaftlichen Erfolgen beruhenden Freiheit und Sicherheit alarmierend vor Augen geführt hat, dann ist das der von den Russen ausgelöste Vorstoß in den Weltraum. Hat Sputniks Piepen die Welt wachgemacht? Sind wir alle uns wirklich dessen bewußt, daß ein neues Zeitalter angebrochen ist, das den Frieden der Völker unabdingbar vor die Frage der Fortexistenz mit bislang ungeahnten und nicht annähernd bestimmbareren Möglichkeiten des Fortschritts setzt?

Seit 2000 Jahren ist die Familie im Stall von Bethlehem für die ganze abendländische Welt zum Symbol des Friedens in Selbstbescheidung geworden. Der Friede keimt stets in der kleinsten Zelle, um sich von dort aus auszubreiten über Völker, Nationen und die ganze Welt. Seit 2000 Jahren hat diese Friedensbotschaft nie lauter an unsere Türen geklopft. An unsere Türen und an unsere — Herzen!

Der Arbeiter ist der Schlüssel zum wirtschaftlichen Erfolg

Das erklärt Robert W. Conder, Vizepräsident und Personalchef der Chrysler Corporation in „The Christian Science Monitor“. Mit Genehmigung des Amerika-Dienstes geben wir seine Ausführungen, die auch uns vieles sagen, wieder:

Ein bedeutender Faktor, der einem Unternehmen in der modernen Wirtschaft zu einem erheblichen Vorteil gegenüber seinen Konkurrenten verhelfen kann, sind die Mitarbeiter.

In vielerlei Hinsicht starten die Unternehmen unter den gleichen Bedingungen. Die Preise der Werkzeuge, Rohstoffe und anderer Komponenten sind verhältnismäßig stabil und werden durch die Grundregeln von Angebot und Nachfrage bestimmt. Die Gehälter und Stundenlohnsätze passen sich immer mehr einem allgemein gültigen Standard an, und ebenso finden die Steuern gleichmäßige Anwendung. Aus diesem Grunde sind auch die Aussichten eines Unternehmens, einen Vorteil gegenüber der Konkurrenz auf diesen Sektoren zu gewinnen, sehr gering.

Die psychologische Anpassung

Demgegenüber sind jedoch die Möglichkeiten eines Unternehmens hinsichtlich der Erzeugung besserer Produkte und eines wirksameren Absatzes ihrer Erzeugnisse auf Grund besserer Arbeitsleistungen der Mitarbeiter — insbesondere auf den Gebieten des Managements, der Forschung, Produktion und des Verkaufs — fast unbegrenzt. Im Grunde kommt es also für die Betriebsleitung darauf an, sich daran zu erinnern, daß Menschen eben Menschen sind. Die Mitarbeiter, mit denen das Management zusammenarbeitet, sind von den gleichen Gefühlen und gleichen Antriebsmomenten erfüllt wie das Management selbst. Diese Motive am Arbeitsplatz decken sich auch

weitgehend mit denen, die Management und Mitarbeiter in ihrem täglichen Leben gemeinsam haben, sei es auf sozialem Gebiet, in ihren Beziehungen zur Kirche und ihren Mitbürgern oder in ihren Familien. Nichts kann daher das Verständnis für die Hoffnungen, Enttäuschungen und Aspirationen des anderen mehr fördern als das Hineindenken in die Rolle des anderen.

Dieses mag sehr einfach erscheinen, aber die Fähigkeit zu entwickeln, die Handlungen anderer Menschen zu verstehen, kommt oft erst nach Jahren der Praxis und Erfahrung. Dieses ist auch einer der einleuchtendsten Gründe dafür, eine Personalpolitik zu verfolgen, die darauf abzielt, den fähigsten Mitarbeitern im Betrieb die Chance zum Aufstieg zu geben.

Ein wichtiger Schlüssel zum Verstehen des anderen ist das Wissen über die Erwartungen des Betreffenden, die er an seinen Vorgesetzten stellt. Der Mitarbeiter ist im allgemeinen sehr gut in der Lage, die Eigenschaften zu erkennen, die einen guten Vorgesetzten ausmachen. Wenn Sie ein Meister sind, so erwartet der Mitarbeiter von Ihnen, daß Sie Ihr Handwerk verstehen. Er erwartet von Ihnen, daß Sie auch alle Phasen der Produktion beherrschen, für die Sie verantwortlich sind. Er lehnt unnötigen „Druck“ ab, er zieht einen wirklichen Vorgesetzten vor. Er verlangt von Ihnen, daß Sie gegenüber seinen Problemen am Arbeitsplatz und zeitweilig auch gegenüber seinen persönlichen Sorgen fair, hilfsbereit, freundlich und verständnisvoll sind. Er erwartet von Ihnen ferner, daß Sie ihm zuhören, wenn er diese Probleme mit Ihnen besprechen möchte.

Sie sollten seine Gefühle respektieren, seinen Vorschlägen ein Ohr leihen und ihn von Zeit zu Zeit um Rat fragen. Vor allem bedenken Sie aber, daß das beste Arbeitsklima dort vorhanden ist, wo der Untergebene Sie als Glied des Arbeitsteams respektiert und nicht als Autorität fürchtet.

Der Meister als Schlüsselfigur

Es gibt viele innerbetriebliche Verbindungszweige zwischen dem Management und den Arbeitnehmern. Das beste in dieser Hinsicht ist jedoch nach meiner Ansicht ein Organisationsprogramm, durch das ein freier Fluß von Informationen zwischen der Betriebsführung zu den Mitarbeitern und umgekehrt gewährleistet wird. Eine Schlüsselfigur in einem derartigen Programm ist der Meister.

Der Meister sieht die Produktion ebenso mit den Augen des Angestellten wie mit denen der Betriebsführung. Er ist der geeignetste Mann, um der Belegschaft die Ansichten der Betriebsführung zu erläutern und ihnen mitzuteilen, was sie zu tun beabsichtigt und warum sie es tut.

Ebenso ist der Meister am besten in der Lage, dem Management Wege und Möglichkeiten aufzuzeigen, wie auf der Produktionsebene die Arbeitsmethoden verbessert werden können. Der Meister muß über die täglichen Entwicklungen in dem Betrieb informiert sein. Damit er erfolgreich als Vorgesetzter tätig sein kann, muß er über größere Vorhaben und Pläne des Unternehmens allgemein unterrichtet werden.

Ergänzt und erweitert werden die Tätigkeiten des Meisters und der anderen Vorgesetzten noch durch die sogenannten Personalprogramme, die das Ergebnis

der modernen Wissenschaft über die Antriebskräfte des Arbeitnehmers darstellen. Die Unternehmen sind sich dabei vollkommen im klaren, daß ein gutes Betriebsklima bereits im Personalbüro beginnt. Die Personalchefs geben sich alle Mühe, um Arbeitnehmer zu entdecken, die sich durch Können, Intelligenz und Initiative auszeichnen. Sie versuchen ferner, die Arbeitnehmer an solchen Arbeitsplätzen einzusetzen, an denen sie sich am besten in den Gesamtrahmen einfügen.

Wenn ein Arbeitnehmer in die Chrysler Corporation eintritt, so nimmt er zuerst an einer Einführungsbesprechung teil, auf der alle Fragen hinsichtlich Entlohnung, Versicherung, Urlaub, Arbeitspausen und so weiter berührt werden. Es ist unser Ziel, den Neueintretenden den bestmöglichen Start an seinem Arbeitsplatz zu geben. Die von uns eingeführten Arbeitnehmersozialprogramme haben dabei den Zweck, dem Arbeitnehmer in Zeiten der Not beizustehen, und die Erholungs- und Unfallschutzprogramme sowie die ständige Information über innerbetriebliche Entwicklungen durch eigene Publikationsmittel sind gute Möglichkeiten zur Schaffung eines Gemeinschaftsgeistes.

Auch unsere Ausbildungsprogramme zeigen, wie groß das Interesse der Chrysler Corporation an der

Förderung ihrer Mitarbeiter

ist. Wir haben dabei festgestellt, daß diejenigen, die die Gelegenheit zur beruflichen Weiterbildung in Abendkursen wahrnehmen, gewöhnlich mehr Interesse an ihrer Arbeit entwickeln als andere.

Eine Fortbildungsinstitution, die von uns unterstützt und auch mit Lehrkräften ausgestattet wird, ist das Chrysler Institute of Engineering, ein höheres Lehrinstitut. Das Ziel dieser Einrichtung ist es, junge Menschen zu finden und weiterzubilden, die später dazu beitragen werden, daß unser Unternehmen sich im Ingenieurwesen und auf technischem Gebiet weiterentwickelt.

Dieses Institut besitzt zwei Zweige. Einen für Studierende ohne Abschlußprüfung, einen für Graduierte. Die Aufnahme in den Zweig für Graduierte erfolgt nur mit Abschlußdiplom einer staatlich anerkannten Ingenieurschule, während für den anderen Zweig aus dem Unternehmen solche junge Menschen ausgewählt werden, die ein Interesse an einer beruflichen Weiterbildung haben.

Neben diesem Institut unterhält Chrysler verschiedene andere Aus- und Fortbildungsprogramme sowohl für leitende Angestellte als auch für das eigene Verkaufspersonal, die Vertragshändler und deren Verkäufer. Erst kürzlich haben wir das „Chrysler Sales Training and Service Research Center“ eröffnet, an dem viele und die verschiedenartigsten Kurse abgehalten werden.

All diese Programme jedoch sind nur ein Mittel zur Erhaltung und Verbesserung guter innerbetrieblicher Beziehungen. Aber wie bei Werkzeugen, so hängt auch in diesem Fall ihre Wirksamkeit weitgehend von den Menschen ab, die mit ihnen umgehen müssen. Die richtige Durchsetzung der personellen Beziehungen erfordert eine große Dynamik. Unsere sich ständig verändernde Umwelt zwingt uns dabei zur stetigen Anpassung an die veränderten Verhältnisse.

MARTINWERK

Hünengestalten — in Schweiß gebadet —,
so stehen sie vor der zuckenden Glut;
hornhäutig die Hand, die den Wagen entladet,
darauf hoch das Erz und die Massel ruht.
Und Brocken auf Brocken in wirbelndem Bogen
empfängt unter Zischen das glühende Meer,
bis alles, was knirschend die Waage gewogen,
in den Schlund versenkt das dampfende Heer.

Verschnauft euch — Gesellen. Die Türen
geschlossen!

Nun, Stocher, den Gasdruck auf Schmelzen
gestellt!

Du kennst ja kein Müdsein — stehst selbst wie
gegossen,

ein Denkmal der Kunst in der eisernen Welt.

Laß züngeln, dann lodern die schaffenden
Flammen;

frag nicht nach den quellenden Wolken von Gas,
wir tragen das Werkzeug zum Gusse zusammen,
und du — schau prüfend durchs schirmende Glas.

Die Stunden verrinnen — sie nehmen die Proben
— gegossen — zerschlagen — die Masse ist gar.

Hallo — nun die Pfanne zur Grube gehoben!

Den Abstich durchstößt die glühende Schar.

Was — brennen die Kleider? Das Schurzfell
in Flammen?

Ein Schlag mit dem Handsack —
dann weiter die Hast —

Nehmt einmal die Kraft und den Atem
zusammen —

grünflammend im Kran hängt die glühende Last,

es regnen die Funken! Ein Spritzen und Sprühen!

Und plätschernd ergießt in die Form
sich der Strahl —

ob ringsum die Wangen auch brennen und
glühen —

der Wille der Arbeit ist härter als Stahl.

Entkleidet der Form steht die Arbeit der Flamme,
es zittert die Luft an dem grausigen Ort —
zusammengegossen zur mächtigen Bramme —
leuchtender Genius, schaffe sie fort!

Christoph Wieprecht



Nimm dir fünf Minuten Zeit!

Nur fünf Minuten am Tag über betriebliche Zusammenhänge nachdenken und mit dem nächsten Kollegen darüber sprechen — das wäre der erste Schritt, die Arbeitsmoral stark zu machen und stabilzuhalten. Heute müssen wir erst in der Zeitung lesen, daß ein großes Werk pleite gemacht hat, um zu begreifen, wie eng unser persönliches Schicksal vom Wohlergehen der Firma abhängig ist. *Jahrzehntelang ist die Industrie Sündenbock für alle möglichen Versäumnisse gewesen.* Diese negative Beeinflussung breiter Volksschichten steckt noch in manchem Mitarbeiter, der dem Unternehmen gleichgültig und uninteressiert gegenübersteht.

Negative Kritik aber bringt keinen Gewinn! Die Folgen sind: geringeres Interesse an der Arbeit, Produktionsverluste und sinkende Arbeitsmoral. *Aus Gedankenlosigkeit entstehen so für den Betrieb unnötig beträchtliche Verluste, die sich vermeiden lassen.* Hängt die Sicherheit des Arbeitsplatzes denn nur von den Entscheidungen ab, die in den Direktionszimmern getroffen werden? Sie liegt auch mit in unserer Hand. Ob wir sparsam und rationell arbeiten, die Qualität verbessern, den Ausschuß verringern und Zeit einsparen — das entscheidet schließlich darüber, ob unserer Firma im Wettbewerb mit anderen Betrieben nicht der Atem ausgeht.

Verluste nützen niemandem — aber sie können dem Unternehmen Millionen kosten. *Stabile Preise und verkürzte Arbeitszeit lassen sich nur erreichen, wenn die Kosten sinken.* Sie können nur sinken, wenn die Mitarbeiter in vertrauensvoller Zusammenarbeit mit der Geschäftsleitung und dem Betriebsrat das Unternehmen stark machen.

Die Firma braucht dich — du brauchst die Firma!

Ein Tropfen Öl . . .



. . . kann viel bewirken. War das Lager der Maschine nicht eben verdächtig heiß geworden? Noch eine kurze Zeit, und es hätte „gefressen“. Aber der Schmiermaxe hat aufgepaßt. Ein wenig Öl aus der Kanne — jetzt läuft es wieder ruhig und störungsfrei.

Ach ja, wenn man doch auch die Menschen von Zeit zu Zeit ölen könnte!

Na hören Sie mal — Menschen sind doch keine Maschinen!

Nein, Menschen sind keine Maschinen. Aber auch Menschen im Getriebe eines großen Werkes reiben sich, stoßen sich aneinander. Menschen haben nicht überall glattgeschliffene Kanten, sondern haben ihre Grate, Riefen und Ecken . . .

Nehmen Sie's nicht allzu wörtlich — aber sagen Sie, fressen sich nicht auch bei uns manchmal die Lager fest? Knirscht es nicht manchmal? Läuft nicht gelegentlich einer heiß? Gewiß, das kommt vor. Wenn doch in solchen Fällen immer ein wachsamer Abschmierer mit der Ölkanne gelaufen käme . . .!

Es gibt nämlich auch ein ausgezeichnetes Öl für die menschliche Zusammenarbeit im Betrieb. Es ist außerdem sehr einfach zu beschaffen, jeder könnte es bei sich führen. Das Öl heißt: ein ganz klein bißchen Höflichkeit.

Höflichkeit schmiert allezeit. Hm — manchem Kollegen schmeckt das Wort „schmieren“, von den Maschinen ins Menschliche übertragen, nicht. Sich bei jemandem anschmieren — pfui Deubell! Diese Sorte kennen wir, diese ewig katzbuckelnden Radfahrer!

Stimmt schon — Höflichkeit gegenüber Vorgesetzten allein zählt hier nicht. Aber sage mir, wie du mit deinem Kumpel, deinen Arbeitskameraden umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist. Laß mich hören, was für einen Ton du zu deinen Untergebenen anschlägst, und ich werde dir klarmachen, ob du ein Recht hast, mehr zu gelten als sie. Krummer Rücken nach oben und Rüpelei zu seinesgleichen — das ist das Gegenteil von anständigem Benehmen. Wer wirklich höflich ist, ist es zu allen. Höflichkeit macht keine Unterschiede nach oben und nach unten.

Gerade dem Hüttenmann wird immer nachgesagt, daß bei ihm ein besonders rauher und sogar rüder Ton herrsche. Wir glauben nicht, daß der Vorwurf allgemein berechtigt ist. Flegel gibt es in jedem Beruf. Aber der umgekehrte Spieß trifft gewiß: Etwas mehr Höflichkeit kann auch uns nicht schaden.

Höflichkeit entwapfnet den Zorn. Höflichkeit entschärft den Groll. Wenn einer dich wütend anschreit, begegne ihm höflich, freundlich und ruhig. Entweder schreit er noch lauter, bis sein Dampf verbraucht ist — oder er wird still.

Ein gutes Öl hat viele teure Bestandteile, die seine Schmierkraft bewirken. Darum kostet es eine Menge Geld. Das weiß jeder Kraftfahrer aus Erfahrung von seinem Motor.

Unser Schmieröl HÖFLICHKEIT ist das billigste und beste von allen. Es ist konkurrenzlos. Es kostet gar nichts. Und seine Hauptbestandteile sind drei kleine Wörtchen, die jederzeit zu haben sind. Sie heißen: BITTE, DANKE und VERZEIHUNG!

Wer schreit, hat unrecht • Wer höflich bleibt, hat viel gewonnen!

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Güter Koswald, Thomaswerk, und Heinrich Nölle, Mechanische Werkstätten, erhielten für Rettung aus Unfallgefahr eine Belohnung vom Werk.

Rudolf Bockermann, Elektrotechnische Abteilung: Durch die von Bockermann gegebene Anregung über die bessere Ausnutzung der Kohlebürsten am Saugzug-Motor der Saugzug-Anlage Hochdruckkessel III ist der Betrieb zu einer annehmbaren Lösung gekommen. Die von Bockermann vorgeschlagenen Unfallverhütungsmaßnahmen sind durchgeführt, so daß an den gefährlichen Stellen in der Nähe der Gaszentrale Unfälle unwahrscheinlich geworden sind.

Kurt Miegel, Maschinenabteilung Stahlwerke: Die vorgeschlagenen Positionslampen für die Schrottplatzkrane sind angebracht worden. Die Arbeit der Kranführer ist dadurch erleichtert worden.

Hermann Kortmann, Maschinenabteilung Hochofen: An der Schneckenbühne Trockengasreinigung II ist auf Vorschlag von Kortmann eine Steigeleiter angebracht worden, die Unfälle an dieser Stelle wohl ausschließt.

Otto Hellweg und Edmund Hellweg, Masch.-Abt. Stahlwerke: Auf ihren Vorschlag sollen jetzt an den Gießkranen im Martinwerk I Auffangnetze angebracht werden, so daß Abstürze an dieser Stelle in Zukunft nicht mehr vorkommen können.

Alfred Schneider und Herbert Klein, Masch.-Abt. Hochofen, schlugen Rohrmontagestempel vor. Hiermit ist es möglich, ohne die früher üblichen, verschiedenen langen Holzstempel, die meistens bei Reparaturen nicht mehr vorhanden waren, die Kraftzylinder der Dynamomaschinen sowie der Gebläsemaschinen in der Gaszentrale schneller aus- und einzubauen. Die Arbeit hiermit ist auch weniger unfallgefährdend.

Gert Meier, Thomaswerk: Der Vorschlag, in der Konverterhalle des Thomaswerkes eine Leuchttafel anzubringen, wird ausgeführt. Mit dieser Leuchttafel soll die Chargennummer und das Roheisengewicht zu erkennen sein, was für die Herstellung der Thomasschmelzen von größter Wichtigkeit ist.

Jubilare Dezember 1957

40

WIEMANN, WILHELM
Lohnbüro

THOMANN, Hermann
SM-Stahlwerk

SCHMIEDEKEN, HANS
Mechanische Werkstätten

HILLE, HERMANN
Hochofen

OELKER, WILHELM
Werk Barop

HOLCHER, JOSEF
Eisenbahnabteilung

25

HAUSWIRTH, ERICH
Bergbauausrüstung

RIEMEKASTEN, AUGUST
Hochofen

JANKOWIAK, ANTON
Maschinenabteilung

STRICKER, ALFRED
Hochofen

DISZERATIS, EMIL
Kaliberwalzwerk

LUCKHARDT, FRANZ
Mechanische Werkstätten

BUSSMANN, HUGO
Sozialwerkstätten

WITOSKA, WILHELM
Breitbandwalzwerk

HENNIG, ALBERT
Kaliberwalzwerke

HIRSEKORN, EMIL
Kaltwalzwerk

WEGNER, GUSTAV
Hausverwaltung

PASSARGE, FRANZ
Hochofen

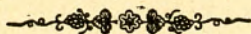
BAGROWSKI, BERNHARD
Elektrotechnische Abteilung

BOENIG, ERICH
Kaliberwalzwerke

HENNIG, FRANZ
Hochofen

HAARMANN, LUDWIG
Kaltwalzwerk

WINKHAUS, MARTHA
Sozialabteilung



Verdienstvolle Mitarbeiter

Friedrich Reddig, Masch.-Abt. Außenbetriebe: Durch die Änderung des Führerkorbes am 75-t-Kran im Breitbandwalzwerk, d. h. durch Drehung um 90°, wird die Sicht des Kranführers in Richtung der Kranfahrt verbessert, in Richtung der Katzfahrt jedoch verschlechtert. Die Neubaubteilung hat daraufhin eine Vollsichtkancel in diagonalen Stellung geplant. In diesem Plan wird der Vorschlag mitverwendet.

Karlheinz Cichorz und Erich Handtke, Masch.-Abt. Hochofen: Durch die geänderte Art des Ein- und Ausbaues der Windventile am Spülgebläse der Gebläsemaschine 15 geht die Arbeit jetzt wesentlich schneller und sicherer vonstatten.

Paul Muhr, Masch.-Abt. Stahlwerke: Das Geländer am Laufsteg der Kranbahn an der Mech. Werkstatt neben der Gelbgießerei ist angebracht worden, so daß Unfälle an dieser Stelle nicht mehr möglich sind. Die neue Art der Seilverbindung beim Auswechseln von Kranseilen hat sich ebenfalls bewährt. Die Arbeit geht jetzt schneller und sicherer vonstatten.

Georg Meya, Masch.-Abt. Feinwalzwerke: Die verstärkten Kupplungsösen für die Schmalspurwagen haben sich als zweckmäßig erwiesen, da ein Abreißen und ein plötzliches Stehenbleiben der angehängten Wagen nicht mehr erfolgt und eine schnellere Transportmöglichkeit vorhanden ist.

Rudolf Bockermann, Elektrotechn. Abteilung: Der Vorschlag, ein Sprachrohr in der Kesselanlage anzubringen, um zwischen zwei etwa 15 m entfernten Pumpen eine Verständigungsmöglichkeit zu schaffen, was bei den starken Geräuschen im Kesselhaus nicht ganz einfach ist, wird ausgeführt. Es wird dadurch ein gesicherter Betriebsablauf an dieser Stelle erwartet.

Heinz Lenz, Masch.-Abt. Martinwerk III: Der Vorschlag, eine Höhenanzeige für den Stand des Führerkorbes und der Chargiermaschine im Stahlwerk III anzubringen, ist sehr gut. Der Kranführer braucht sich dann nicht mehr auf eine Schätzung mit den Augen zu verlassen, sondern kann genau ablesen, wie weit er noch mit dem Chargierkorb fahren kann, ohne den Kran irgendwie zu beschädigen.

Verhält sich der Arbeiter richtig?

Soziale Partnerschaft enthält nicht nur Berechtigungen, sondern auch Verantwortung, erklärt Guido Zöller im „Rheinischen Merkur“, und er schreibt dazu:

Unternehmer, die die Zeichen der Zeit und des sozialen Gebotes erkannt haben, sind längst dazu übergegangen, sich mit ihren Arbeitern auf guten Fuß zu stellen. Sie verlangen und erwarten dabei von ihnen weder Übersoll noch Katzbuckelei. Nur eine saubere, pünktliche Leistung und ein einwandfreies Verhalten dem Betrieb gegenüber. Mögen sie aber so konzilient, loyal, sozial sein, wie sie wollen — deshalb werden unter ihren Arbeitern doch ein paar Querulanten ihr Unwesen treiben. Deshalb sind in ihrem Betrieb doch einige, die nach dem hinlänglich bekannten Brems-System arbeiten. Deshalb werden in der Maschinenhalle doch die teuren Schmiermittel vergeudet. Deshalb jagt der Fahrer X. den ihm anvertrauten Wagen doch im Höllentempo über die Schlaglöcher, daß die Federn brechen. Deshalb führen die Damen in der kaufmännischen Abteilung ihre privaten Telefongespräche doch auf Geschäftskosten. Und deshalb rollt sich der Mann im Lager, der zu Hause gerade eine Lichtleitung zu installieren hat, doch ein paar Meter Kabel ab und trägt sie in der Aktentasche davon ...

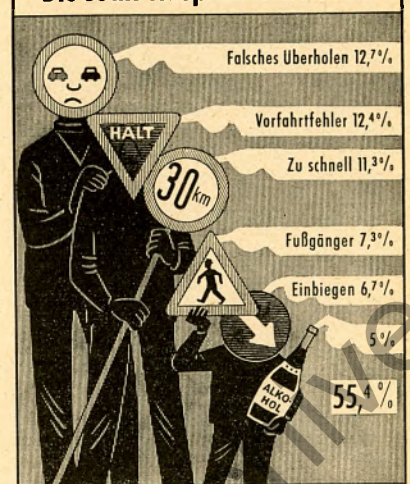
Fällt es so schwer, einzusehen, daß anständige Arbeit der Zins ist, der für Einkommen und Komfort nun einmal bezahlt werden muß? Wo kommt nur diese beschämende Illoyalität mancher Arbeiter dem Unternehmer und dem Betrieb gegenüber her? Freilich, da ist die menschliche Unzulänglichkeit. Der Egoismus, die Trägheit, Bequemlichkeit, Unehrllichkeit. Dann aber auch ein durch Tradition, Propaganda und geistige Faulheit geschaffener Arbeitspessimismus. Der Schweizer Publizist Ernst Jucker, der sich eingehend mit dem Problem befaßt hat, nannte das Kind beim Namen: „Ohne positive und freudige Mitarbeit der Gewerkschaft wird nie eine wirklich saubere Atmosphäre erreicht werden.“

In Amerika — so erzählte einer, der zu Betriebsstudien drüben war — geht das folgendermaßen: Wenn da ein Arbeiter seiner Leistung nicht entspricht, dann läßt der Unternehmer den Gewerkschaftsboß kommen und sagt: „Freund, du hast mir einen Mann für vier Dollar geschickt, er arbeitet aber nur für zwei. Mach, daß die Sache in Ordnung kommt!“ Und der Boß nimmt dann nicht etwa den Versager in Schutz mit allen möglichen Einwänden und Paragraphen, sondern geht zu ihm hin und sagt: „Streng dich an, es ist deine Chance! Sonst ist es aus mit dem Job hier, sonst muß ich dich wegnehmen ...“ Dahin wird es in der Alten Welt ja nun nicht kommen, aber vielleicht doch einmal so weit, daß sich die Gewerkschaftsfunktionäre überlegen, ob sie auf neuen Wegen nicht eine höhere, schönere und wichtigere Rolle spielen könnten. Wenn sie dem Arbeiter nicht mehr predigen würden: „Du wirst geschunden und ausgebeutet!“, sondern: „Du bist Sozialpartner, der Betrieb ist für dich da und du für den Betrieb!“ In diesem Sinne stellte auch der oben zitierte Ernst Jucker die Frage: „Wäre die Aufgabe der Gewerkschaften nicht viel größer und edler, wenn sie mithelfen würden, dem Arbeitnehmer seine Würde, sein Arbeitserlebnis und damit seine Lebensfreude zu gewinnen? Wäre es nicht ungeheuer wertvoll und sehr arbeiterfreundlich, wenn auch ihnen das Anliegen der guten Betriebsatmosphäre am Herzen läge?“

Und was sagt die Börse?

An den westdeutschen Börsen hielt die freundliche Tendenz, die sich gegen Ende des Vormonats durchgesetzt hatte, bis zur letzten Novemberwoche an. Bei allerdings meist ruhigem Geschäft waren auf den Hauptmarktgebieten mehrprozentige Kursbesserungen zu verzeichnen. Stärkere Abgaben des Auslandes, die im Zusammenhang mit der schwankenden Haltung der internationalen Börsen in der ersten Novemberwoche noch zu beobachten waren, blieben ohne nachhaltigen Einfluß auf die Kursentwicklung, zumal anhaltende Käufe der Investment-Gesellschaften ebenso wie eine Reihe von Sonderbewegungen dem Markt eine gute Stütze gaben. Neben Bank- und Kaliaktien hatte eine Anzahl von Spitzenwerten, bei denen die Börse mit der eventuellen Ausschüttung

Die sechs Hauptunfallursachen



ruinieren Jahr für Jahr Leben und Gesundheit von über 190 000 Menschen. Menschliche Unzulänglichkeit, Unwissenheit, Leichtsinn und Rücksichtslosigkeit sind schuld daran.

Im Jahre 1956 kamen im Bundesgebiet bei 623 000 Verkehrsunfällen 12 645 Personen ums Leben, 361 000 wurden verletzt. Der gesamte Schaden an Leib, Leben und Sachgütern betrug fast 2 Milliarden DM.

(Aus dem „Taschenbuch für alle“:
„Wir und die Straße“)

Fahren Sie Moped?

Rund 1500 Mitarbeiter — ein Zehntel unserer Gesamtbelegschaft — kommen mit einem Moped zum Werk. Sind etwa 1200 von ihnen

Selbstmordkandidaten?

Die Frage ist nicht unberechtigt. Da hat nämlich eine Gruppe des ADAC einen Test für Mopedfahrer durchgeführt. Die Meldung und Beteiligung war freiwillig. Wer sich aber meldete, wußte selbstverständlich, daß er theoretisch und praktisch geprüft werden sollte. Wer sich „schwach“ fühlte, hat sich sicherlich nicht gemeldet. Mindestens die größte Mehrzahl der Teilnehmer fühlte sich also „stark“. Und das Ergebnis des Testes? 73 v. H. — also Dreiviertel aller Teilnehmer — versagten bei der Prüfung!

Wie lange geht's gut?

Wenn unsere 1500 Mopedfahrer getestet würden, wäre das Prüfungsergebnis ebenso? Selbst wenn es erheblich besser wäre — muß man nicht annehmen, daß jeder zweite Mopedfahrer sich mit ungenügenden praktischen und theoretischen Kenntnissen in den Verkehr stürzt? Und die Zahl der Unfälle, an denen Mopedfahrer beteiligt sind, steigt von Tag zu Tag.

Willst du nicht heute endlich und ernstlich darangehen, ein „sicherer“ Verkehrsteilnehmer zu werden? Vielleicht ist es morgen für dich — und deine Familie — zu spät.

Pünktlichkeit

Pünktlichkeit ist nicht nur eine Zier, sie gehört vielmehr überall zum Rüstzeug des Erfolges. Heute, wo niemand mehr Zeit hat, wo die Termine regieren, sind pünktliche Menschen, ob in der betrieblichen, öffentlichen oder privaten Sphäre, zugleich die angenehmsten. Sie beweisen Achtung vor dem Partner und seinen ebenfalls knapp bemessenen Stunden.

Wie alles, hat aber auch die Pünktlichkeit ihre zwei Seiten; oder besser, wird auch die Pünktlichkeit verschieden ausgelegt und ausgewertet. Oft nämlich gehören Menschen, die sich in die Zwangsjacke des Sekundenablaufs nicht einfügen können — früh später zum Dienst kommen, abends auch später gehen — zu den leistungsfähigsten Mitarbeitern, die unaufhörlich in ihrer Aufgabe leben. Andere dagegen sitzen wie nach der Stoppuhr am Pult, sind emsig, wenn der Chef in der Nähe, lässiger dafür, wenn niemand „aufpaßt“; sie schenken der Arbeit nicht eine Minute mehr, als der 8-Stunden-Tag vorschreibt.

Weder dem einen noch dem anderen kann man zustimmen, auch wenn man Fall für Fall individuell sehen muß. Das Ideal liegt in der Mitte.

von Gratisaktien rechnet, beachtliche Kurssteigerungen aufzuweisen. Hierdurch angeregt, zeigte sich auch für die übrigen Werte bei leicht anziehenden Kursen eine Belebung des Kaufinteresses. Trotz einiger Glatzstellungen, die auf die Meldung von der neuerlichen Erkrankung Eisenhowers erfolgten, blieb die Tendenz durchaus widerstandsfähig.

Maßgebend für diese Entwicklung war in erster Linie die Erwartung, daß einleitende Schritte zur Förderung des Kapitalmarktes nicht allzulange auf sich warten lassen. Wie es heißt, soll über die Grundzüge der Sofortmaßnahmen Übereinstimmung zwischen den zuständigen Bundesministern Erhard, Etzel und Lindrath bestehen. Starke Beachtung fand die Grußbotschaft des Bundesministers Erhard zur Eröffnung der neuen Rheinisch-Westfälischen Börse, in der die nachfolgenden Punkte als vordringlich für eine Neuregelung herausgestellt sind:

Eine angemessene Beteiligung der Aktionäre an den Erträgen ihrer Gesellschaft;

die Beseitigung der Doppelbesteuerung der Aktie durch den Fortfall der Körperschaftsteuer auf die ausgeschütteten Gewinne;

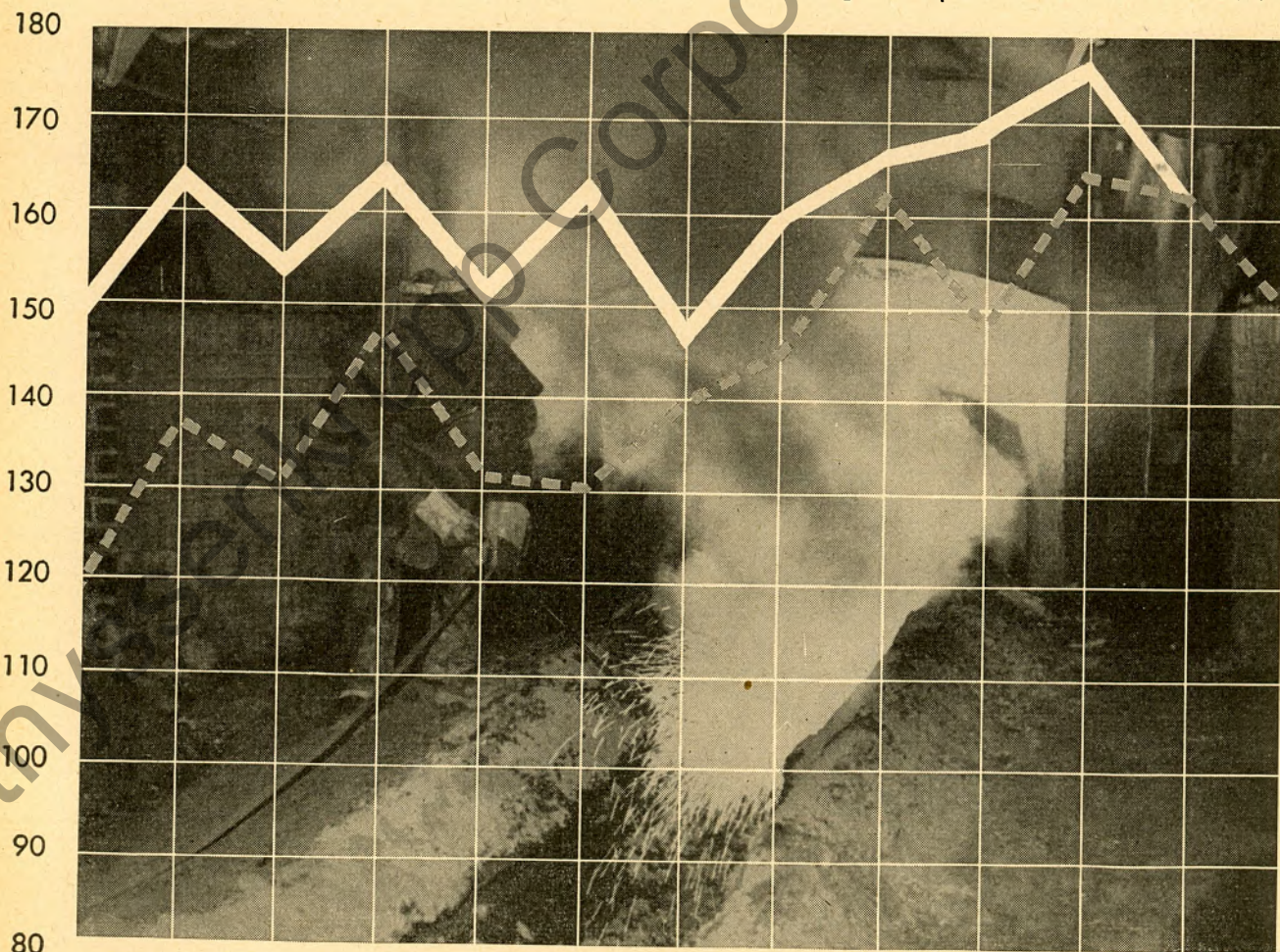
die Steuerfreiheit für die Ausgabe von Gratisaktien;

die Aufhebung der Milderung der Kapitalertragssteuer für Inländer.

Diese Maßnahmen wären zweifelsohne geeignet, die Funktionsfähigkeit der Aktie als Finanzierungsinstrument wesentlich zu verbessern und damit die Aktie — wie in den USA — volkstümlich zu machen. Wünschenswert bleibt die schnelle Durchführung dieser Pläne, die auf dem langen Weg von der Ausarbeitung der Entwürfe in den Ministerien über die Beratungen im Kabinett, im Bundestag und schließlich im Bundesrat ohnehin noch manche Änderungen und sicherlich auch Abstriche erfahren dürften.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG

Jan. Febr. März April Mai Juni Juli Aug. Sept. Okt. Nov. Dez.



— Jahresdurchschnitt 1956 = 146 306 t Nachkriegshöchstherzeugung Okt. 1957 = 175 330 t Vorkriegshöchstherzeugung März 1939 = 123 536 t

TECHNIK und PRODUKTION

Wir brauchen Techniker!

Bis 1970 braucht die Bundesrepublik 139 000 Ingenieure. Bei dem augenblicklichen Stand unserer technischen Hoch- und Fachschulen aber können bis zu diesem Zeitpunkt höchstens 98 000 junge Leute für diesen Beruf ausgebildet werden. So lauten jedenfalls die jüngsten Angaben aus dem Bundesministerium des Innern, die in einer Denkschrift: „Technischer Nachwuchs, Bestand 1956, Bedarf bis 1970 und Deckung des Bedarfs“ jetzt zusammengefaßt wurden.

Man spricht gegenwärtig von mindestens zwanzig Ingenieurschulen, die bis 1970 noch eingerichtet werden müßten, um den Bedarf an technischem Nachwuchs einigermaßen zu decken, und dieser Voranschlag erscheint noch recht optimistisch, vergleicht man die Zahlen unserer Techniker mit denen der anderen Länder. In Rußland beispielsweise kommen auf eine Million der Bevölkerung jährlich 280 junge Ingenieure von den Universitäten und Fachschulen; in den USA sind es 136 und in England 57. Die Bundesrepublik zählt im Augenblick 61 000 Studenten und Fachschüler des Ingenieurwesens und der naturwissenschaftlichen Fakultäten. Legt man die russischen Verhältnisse einmal als Maßstab an, müßten es jedoch 152 000 und 1960 gar 200 000 sein.

Andere machen es anders

Daß wir ohne ein stärkeres Aufgebot an Ingenieuren nicht mehr auskommen, liegt auf der Hand. England erkannte die drohende Gefahr längst und bewilligte großzügig hundert Millionen Pfund (das sind eine Milliarde 200 Millionen DM) für die zusätzliche Errichtung von 23 Ingenieur-Fachschulen. Ehe hierzulande ein derartiger Schritt gewagt wird, dürften noch endlose Diskussionen über die parlamentarischen Bühnen gehen.

Wir wollen in diesem Zusammenhang an das Hin und Her um die Technische Hochschule in Dortmund, die uns im Revier dringend fehlt, erinnern.

Die Sowjetunion ist dem Westen aber nicht nur zahlenmäßig überlegen. Denn während in Westeuropa der Drang zum Spezialistentum immer ausgeprägter wird, achtet man im Osten neuerdings sorgfältig auf eine gute Allgemeinbildung. Auch die Techniker müssen in Rußland ein umfangreiches Studium in Fremdsprachen, Geschichte, Literatur, Geographie und den politischen Wissenschaften betreiben. Derart ausgebildete Kräfte haben sowohl im politischen wie im wirtschaftlichen Bereich ganz andere Möglichkeiten, was besonders für die sogenannten Entwicklungsländer, an denen ja auch der Westen lebhaft interessiert ist, von besonderer Bedeutung werden kann.

Daher ist jener Satz in der neuen Denkschrift besonders zu begrüßen, der zwar dem Technischen den gebührenden Rang einräumt, die Geisteswissenschaft aber nicht außer acht läßt: „Nur wenn wir uns immer wieder Rechenschaft über das Gesamtproblem geben — zum Beispiel durch nachdrückliche Beschäftigung auch mit den Geisteswissenschaften —, wird es gelingen, klarzumachen, daß die Technik nur eine dienende Funktion hat und daß sie für den Menschen da ist, nicht umgekehrt.“

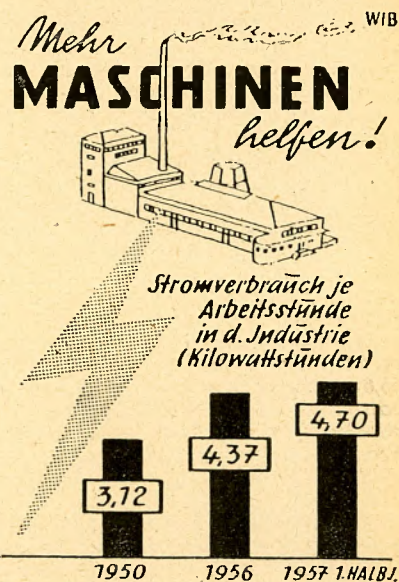
UNO rechnen mit hoher Weltstahlerzeugung

Einen bisher niemals verzeichneten Höchststand der Stahlproduktion sagt der neueste statistische Monatsbericht der Vereinten Nationen für dieses Jahr voraus. Darin sei einbegriffen eine erhebliche Expansion in der Bundesrepublik und in den übrigen Staaten der Montanunion.

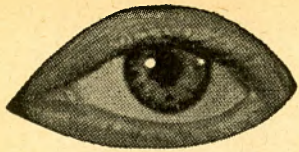
Wie es in dem Bericht weiter heißt, ging der britische Anteil an der Weltstahlerzeugung von 10 Prozent auf 8 Prozent und der Anteil der USA von 54 Prozent auf 38 Prozent zurück; andererseits habe die Sowjetunion einen Anstieg am Weltanteil von 12 Prozent auf 18 Prozent und die Montanunionländer von 13 Prozent auf 20 Prozent zu verzeichnen. Die Weltstahlerzeugung ist nach dem Bericht im ersten Halbjahr 1957 gegenüber der gleichen Vorjahrszeit schätzungsweise um $4\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen gestiegen. Allein in den Ländern der Montanunion habe die Stahlerzeugung von 1953 bis 1956 von 40 Millionen Tonnen auf 57 Millionen Tonnen zugenommen oder um rund 43 Prozent. In der restlichen Welt sei ein Anstieg von 15 Prozent zu verzeichnen gewesen.



Dem Europa-Oberkommando der NATO stehen heute etwa 50 aktive und 50 weitere, kurzfristig zu mobilisierende Divisionen zur Verfügung. Dabei sind die Streitkräfte fast fünfmal so stark wie vor fünf Jahren. Entlang der 6500 Kilometer langen Trennungslinie zwischen dem Osten und der freien Welt bieten sie einen wirkungsvollen Schutz. Zu den Europa-Streitkräften der NATO gehören unter anderem 7000 moderne Kampfflugzeuge, 22 000 Panzer und Kampffahrzeuge sowie 300 Kriegsschiffe.



Der technische Fortschritt durch vermehrten Einsatz maschineller Kraft wird in der Industrie im Bundesgebiet immer größer. Als Anhaltspunkt mag dabei der Stromverbrauch je geleistete Arbeiterstunde dienen, der sich Ende des ersten Halbjahres 1957 auf 4,70 kWh erhöhte. Demgegenüber belief er sich 1950 auf 3,12 kWh und 1956 auf 4,37 kWh. Trotz der Arbeitszeitverkürzung konnte auch das Produktionsergebnis im ersten Halbjahr 1957 noch etwas über der Vorjahreshöhe gehalten werden.



BLICK IN DIE PRESSE

Jeder zweite Beschäftigte arbeitet weniger als 48 Stunden

Die Bemühungen der Gewerkschaften um eine Verkürzung der tariflichen Arbeitszeit sind auch in den letzten Monaten erfolgreich gewesen. Wie das Wirtschaftswissenschaftliche Institut der Gewerkschaften (WWI) in Köln mitteilt, sind bis zum 1. Oktober 1957 insgesamt rund zehn Millionen Arbeiter und Angestellte in der Bundesrepublik und in Westberlin in den Genuß von Arbeitszeitverkürzungen bei Lohnausgleich gekommen. Das bedeutet, daß gegenwärtig gut jeder zweite Beschäftigte eine tarifliche Wochenarbeitszeit von weniger als 48 Stunden hat. Allein in den Monaten Juli bis Ende September wurden für 1,1 Millionen Beschäftigte tarifliche Arbeitszeitverkürzungen erreicht.

(Hannoversche Presse)

Die Frühinvalidität ist angewachsen

Aus dem jetzt vorliegenden Zahlenmaterial des Verbandes Deutscher Rentenversicherungsträger über den Zugang an Invalidenrenten im Jahre 1955 geht hervor, daß die in den vergangenen Jahren erschreckend angewachsene Frühinvalidität weiterhin auf einem hohen Stand verharrt. Insgesamt wurden 1955 im Bundesgebiet und in Westberlin 205 959 neue Renten aus der Invalidenversicherung gewährt, und zwar 117 928 an Männer und 88 031 an Frauen. Dabei hatten aber nur 34,6 Prozent der hinzukommenden männlichen Rentner und lediglich 18,8 Prozent der hinzukommenden Rentnerinnen das 65. Lebensjahr — also die normale Altersgrenze — erreicht. Mußten 1954 bei den Männern 65,6 Prozent vorzeitig invalide geschrieben werden, so waren es 1955 wiederum 65,4 Prozent, und bei den Frauen erhöhte sich der Anteil der Frühinvalidität im gleichen Zeitraum von 79 Prozent auf 81,2 Prozent. Diese Zahlen zeigen, wie sehr heute bei den erwerbstätigen Personen die menschliche Konstitution als Grundlage der Leistungsfähigkeit überbeansprucht wird und die „Tempomanie“ des modernen Berufslebens auch die Mangelkrankheit des Arbeiters begünstigt.

(Frankfurter Rundschau)

Bisherige Mitbestimmung reicht nicht aus

Bundesarbeitsminister Storch vertrat am Mittwoch in Genf vor der internationalen Arbeitskonferenz die Ansicht, daß das bisherige Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmer in der Bundesrepublik nicht mehr ausreiche.

Es sei außerdem wünschenswert, daß die Automation ein Ausscheiden der Frau aus dem Arbeitsprozeß möglich mache und sie „ihrem eigentlichen Beruf als Hausfrau und Mutter“ zuführen werde. — Storch sagte: „In der Bundesrepublik Deutschland haben wir durch das Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmer die Möglichkeit geschaffen, daß die Arbeitnehmer in ihren Betrieben auch den technischen Fortschritt mitbeobachten und beeinflussen können. Bei der auf uns zukommenden Entwicklung wird dies aber nicht ausreichen. Über den Betrieb hinaus müssen Unternehmer und Arbeitnehmer das Zeitgeschehen laufend verfolgen. Bei einer fortschreitenden Automation muß klar gesehen werden, wo sich Gefahren für die Menschen im Arbeitsleben entwickeln. Um diese Gefahren früh genug erkennen und ihnen begegnen zu können, werden wir nicht daran vorbeikommen, Institutionen zu schaffen, in denen Unternehmer und Arbeitnehmer in Verbindung mit Wissenschaft und Staatsführung zusammen arbeiten, um ständig überprüfen zu können, wo sich aus den getroffenen Maßnahmen verbesserte Lebensmöglichkeiten für alle Menschen ergeben.“

(Die Welt)

Für die Verstaatlichung unrentabler Zechen

Notorisch unrentable Zechen, die keinem größeren Unternehmen angehören, das sie mit durchziehen kann, sollten dem Staat überstellt werden, wenn aus volkswirtschaftlichen Gründen auf ihre Förderung nicht verzichtet werden kann. Dieser Vorschlag wird in dem als Sprachrohr der Revierstädte herausgegebenen Informationsdienst Ruhr gemacht. Es wird darauf hingewiesen, daß in keinem anderen Bereich der freien Wirtschaft Unternehmen mit dauernden Unterbilanzen dem Konkurs entgehen können. Es sei darum nur logisch, wenn Betriebe, deren Zusammenbruch staatliche Interessen schädigen würde, auch vom Staat erhalten werden. Er allein sei in der Lage und ermächtigt, das natürliche Regulativ der Wirtschaft — die Pleite — außer Kraft zu setzen... Ferner wird betont, daß die Finanzkraft der Revierstädte weitgehend vom Wohlergehen des Bergbaus abhängt, weil er für viele von ihnen, die steuerschwach wären, die tragende Wirtschaftskraft bilde. Daher müßte die Kohle über ihren Preis so viel hereinbringen, daß die Bevölkerung der Bergbaustädte ein ebenso menschenwürdiges Dasein führen könne, wie es anderwärts gewährleistet sei. (Frankfurter Rundschau)

Zorn leuchtet hinter die Kulissen

Der Präsident des Bayerischen Sparkassen- und Giroverbandes, Dr. Rudolf Zorn, erklärte in Freising, der Kaufkraftschwund der Währung bedrohe die ganze Welt. Er sei als Problem Nr. 1 erkannt. In den westlichen Ländern werde die Währung durch übertriebene staatliche Wohlfahrt, der alle Länder verfallen seien, bedroht.

Eine 100prozentige Vollbeschäftigung habe große Schattenseiten, wie das Nachlassen der Arbeitsmoral, des Arbeitswillens, des Versorgungswillens und der Spartätigkeit. Dr. Zorn (der der SPD angehört) wandte sich gegen soziale Überspannungen. „Das Wort Leistung scheint aus dem Wörterbuch der Wohlfahrtsstaaten gestrichen zu sein.“ Die Vollbeschäftigung, auf die man so stolz wäre, sei nur dadurch erreicht worden, daß nicht mehr konkurrenzfähige Industriezweige auf Kosten anderer bestehenbleiben. Zorn sprach in diesem Zusammenhang von einer „verborgenen Arbeitslosigkeit“.

(Schwäbische Landeszeitung)

Was wird mit den Renten?

Was wird künftig mit den Renten der Henschel-Pensionäre? Wird der Vergleich die Weiterzahlung erlauben? Es ist an der Zeit, daß man sich in der Wirtschaft einmal grundlegend mit der Frage befaßt, wie man die Rückstellungen für Pensionsverpflichtungen so absichert, daß die Pensionäre auf jeden Fall ihre Rente bekommen. Der Gesetzgeber sollte den Fall Henschel zur Veranlassung nehmen, die Publizitätspflicht von Gesellschaften von einer bestimmten Größenordnung an anzuordnen. Wenn es um Tausende von Arbeitsplätzen geht, wenn die Wirtschaft ganzer Gemeinden und Kreise von dem Wohlergehen eines Unternehmens abhängt, hat die Öffentlichkeit ein Recht darauf, über seine Geschäftsgebarung unterrichtet zu werden. (Hessische Nachrichten)

Wenig freie Aktionäre

Das Ergebnis der ersten amtlichen Nachkriegsstatistik über das Eigentum an den deutschen Aktiengesellschaften stimmt nachdenklich. Wenn festgestellt wird, daß Ende 1956 rund 60 v. H. des Nominalkapitals aller Aktiengesellschaften entweder Schachtelbesitz oder Daueranlagen zwecks Einflußnahme auf die Unternehmen waren, während dieser Prozentsatz 1936 nur 56 v. H. betrug, so zeigt sich eine recht problematische Verschiebung. Nicht als Schachtel- oder Dauerbesitz erkenn- und feststellbar sind also nur noch 40 Prozent der Aktienkapitalien — vor dem Kriege 44 v. H. Dieser Anteil ist als obere Grenze des Publikums- oder Marktbesitzes anzusprechen, der der Geldanlage, nicht aber der unternehmerischen Betätigung dient. Dieser auf die freien Aktionäre entfallende Prozentsatz dürfte indessen noch erheblich niedriger liegen, weil der Paketbesitz in vielen Fällen nicht bekannt oder nicht nachweisbar ist. Es kommt jedoch auch weniger auf absolute Werte als auf die Verschiebung der Relation an. In einer Periode der Befehlswirtschaft und der Diskriminierung des Aktienbesitzes war also der Anteil des freien, im Markt befindlichen Kapitals höher als heute in der freien Marktwirtschaft, deren Rückgrat gerade ein breiter Kapitalmarkt sein muß. Vollzieht sich hier eine schleichende Akkumulation des Kapitals und eine Expropriation der Aktionäre?

(Handelsblatt)



Unser Briefkasten

Heimweh nach Dortmund

Unweit jener Zonengrenze,
weit im Niedersachsenland,
hielt ich heimlich all die Lenze
Treue einem inn'gen Band.
Dortmund, könnt ich in dir wohnen,
nur in dir zu Hause sein.
Immer würd' ich es dir lohnen.
Vaterstadt sei wieder mein.

Ich baute fern ein Eigenheim.
Fand auch darin keine Ruh.
Und weiter wuchs in mir der Keim
der Sehnsucht „heim!“ immer zu.
Dortmund, könnt ich in dir wohnen,
stets in dir zu Hause sein.
Immer werd ich es dir lohnen.
Vaterstadt, du bist doch mein!

Hier, mein Heim mit schönem Garten,
Lebensstellung, guter Lohn,
Wald mit seinen Vogelarten,
nimm! — Ich bleibe Dortmunds Sohn.
Dortmund, laß mich in dir wohnen,
ganz in dir zu Hause sein.
Immer werd ich es dir lohnen.
Vaterstadt, werd wieder mein.

Siebzehn Jahre sind vergangen,
seit ich dich verlassen muß.
Nicht mehr halt ich mein Verlangen,
das da ruft in meiner Brust:
„Dortmund, laß mich in dir wohnen,
stets in dir zu Hause sein.
Immer werd ich es dir lohnen.
Vaterstadt, du bist doch mein!“

Peter Rotthoff, Wolfsburg

J. J., Ww. III.

10 oder 15 Prozent Mietaufschlag?
Meine Wohnung besteht aus drei
Zimmern mit Bad; abgeschlossene
Etage. Das Badezimmer habe ich selbst
eingrichtet. Mein Hauswirt teilte mir
mit, daß nach der Mietregelung vom
August 1955 auf meine Wohnung eine
Mieterhöhung von 15 Prozent entfalle.
Ich lese aus den Bestimmungen, daß
nur 10 Prozent in Frage kommen, weil
ich das Badezimmer auf meine Kosten
eingrichtet habe. Wer hat recht?

Auf Grund des Bundesmietengesetzes
vom 27. Juli 1955 ist eine Miet-
erhöhung für bewirtschafteten Wohn-
raum, der bis zum 20. Juni 1948 er-
stellt worden ist, zulässig. § 5 dieses
Gesetzes schreibt für Wohnungen mit
einfachster Ausstattung eine Miet-
erhöhung von 10 Prozent vor. Im § 6
spricht man von einer Mieterhöhung
von 15 bis 20 Prozent: 15 Prozent für
solche Wohnungen, die mit einem ein-
gerichteten Bad versehen sind. Der
Mietaufschlag ist aber nur zulässig,
wenn das Badezimmer durch den
Hauseigentümer eingerichtet worden
ist. Für Wohnungen mit eingerich-
tetem Bad und Heizung beträgt die
Mieterhöhung 20 Prozent.

Hedwig S.:

Kürzlich beobachtete ich einen Herrn
bei der Aufnahme eines alten Bauern-
hauses, wobei er, da er sonst den
spitzen Giebel nicht aufs Bild bekom-
men hätte, den Apparat schräg nach
oben richtete. Auf meine erstaunte
Frage, ob dann nicht das Haus ganz
verzerrt erscheinen würde, antwortete
er, das mache nichts, er würde die
Aufnahme entzerren. Wie macht man
das?

Ein durch schräge Haltung der Kamera
verzerrtes Bild kann man — aller-
dings nur innerhalb gewisser Grenzen
— dadurch „entzerren“, daß unter dem
Vergrößerungsapparat das licht-
empfindliche Papier im annähernd
gleichen Winkel angehoben wird wie
bei der Aufnahme der Apparat. Die
Neigung wird rein empirisch ermittelt,
man probiert mit vorgeschaltetem
Orangefilter so lange, bis die Senk-
rechten des Bildes parallel laufen. Da-
bei ist natürlich zu berücksichtigen,
daß nunmehr nur ein Teil des Papiers
in der Schärfebene des Reproduk-
tionsobjektivs liegen kann, die not-
wendige Schärfe des Bildes also durch
Abblendung und entsprechend längere
Belichtung erkauft werden muß.

Heinrich M., Martinwerk:

Wann verwendet man einen Polarisationsfilter?

Das Anwendungsgebiet eines Polarisationsfilters ist beschränkt, aber trotzdem nicht unwichtig. Er wird hauptsächlich bei Innenaufnahmen in Betracht kommen, um störende Reflexe von spiegelnden Gegenständen, wie z. B. verglasten Bildern, Blumenvasen, polierten Metallteilen, auszuschalten oder wenigstens zu mildern. Die Wirkung beruht auf der Gleichrichtung (Polarisation) der Lichtstrahlen durch in das Filter eingebettete sogenannte „Nicolsche Prismen“, die meistens aus Kalkspatkristallen bestehen. Zu beachten ist, daß ein Polarisationsfilter einestells durch die Gleichrichtung des Lichtes, andererseits durch die gelbliche Färbung eine erheblich höhere (bis zur vierfachen) Belichtungszeit erforderlich macht.

Wilhelm R., Verwaltung:

Ich will mir in nächster Zeit eine eigene Entwicklungseinrichtung zulegen. Was ist besser: Dosen- oder Schalenentwicklung?

Der grundsätzliche Unterschied zwischen Dosen- und Schalenentwicklung besteht darin, daß man bei ersterer nur nach Zeit, bei letzterer aber auch nach der Eigenart eines jeden Negativs, also sozusagen individuell entwickeln kann. Andererseits ist zu bedenken, daß bei den heute fast allgemein üblichen kleinen Formaten eine individuelle Entwicklung jedes einzelnen Negativs (wie etwa früher bei 9×12-cm-Platten) undurchführbar und das Entwickeln z. B. einer Kleinbildspule von 36 Aufnahmen in einer Schale rein manuell recht schwierig ist. Für die kleinen Formate ist daher die Dosenentwicklung (aber bitte mit Thermometer!) vorzuziehen; für Papierbilder (Vergrößerungen) gibt es natürlich nur die Schalenentwicklung.

W. S., Lehrwerkstatt:

Ich habe kürzlich eine Kleinbildkamera älteren Modells von einem Bekannten übernommen und mache nun die enttäuschende Erfahrung, daß sehr häufig der Bildausschnitt im Fernrohrsucher nicht mit dem wirklichen übereinstimmt und infolgedessen manchmal wesentliche Dinge nicht mit aufs Bild kommen.

In der Annahme, daß der Fernrohrsucher an sich in Ordnung ist — was sich durch Nachprüfung im Fachgeschäft leicht feststellen läßt —, geben wir zu bedenken, daß die Fernrohrsucher älterer und einfacher Konstruktionen nur dann den wirklichen Bildausschnitt genau wiedergeben, wenn das Auge genau in der Mitte des Suchers angesetzt wird. Andernfalls gibt es nur allzu leicht eine leichte Verschiebung nach einer Seite, noch häufiger nach oben oder unten. Auch ist selbstverständlich bei derartigen älteren Modellen, die noch keinen Parallaxenausgleich haben, dieser Faktor bei Nahaufnahmen zu berücksichtigen.

Pförtners „Stille Nacht“

Es hallen die letzten Schritte durchs Tor.
Das Werk ist verlassen wie nie zuvor.
Der Pförtner schaut sinnend dem
Es schwindet der Tag. [Letzten nach.

Herein bricht die Nacht nun mit Ker-
zenschein,
die Heilige Nacht heut für groß
und klein.
Die letzte Bahn fährt am Tore vorbei.
Die Straße ist frei.

Still ist's geworden. Von Lichtern
umkränzt
der Weihnachtsbaum vor dem Tore
glänzt.
Jetzt steht der Pförtner staunend davor.
Hellauf klingt der Chor.

Da sieht er ganz deutlich die Frau zu
Haus,
sie schaut soeben zum Fenster 'raus.
Winkt sie nicht rüber mit frohem
Er täuscht sich doch nicht? [Gesicht?

Jetzt dröhnen Glocken weithin durch
die Nacht.
Der Pförtner hat sachte das Tor
zugemacht.
Das Werk aber schweigt im Arbeitskleid
zur gnadenbringenden Weihnachtszeit.

Karl Boenke
Elektrotechn. Abteilung

Sensationen

Aus jedem noch so dünnen Ton
läßt sich 'ne Kampffanfare machen.
Ein sanfter Hauch ins Mikrophon
kann einen Wirbelsturm entfachen.
Mag noch so winzig sein ein Ding:
leicht wird ein Riesenmonstrum draus.
Wer mal im Bett 'ne Wanze fing,
gibt sich als Großwildjäger aus.

—ey —



Kläuschen schreibt an den Weihnachtsmann

Lieber, lieber Weihnachtsmann,
daß ich brav bin, beten kann,
brauch' ich dir nicht zu gestehn:
hast's durchs Fenster längst gesehn!
Meine Wünsche, Weihnachtsmann?
Du denkst ja mit Vati dran ...
Mancher Vati ist nicht da,
weil ein Unfall ihm geschah.
Wer wird — muß ich immer denken —
jetzt den Kindern nun was schenken?
Lieber, lieber Weihnachtsmann,
tu du bitte auch was dran,
daß die Vatis leben bleiben!
Will's für alle Kinder schreiben.
Mach' sie wachsam, stark und klug
und auch vorsichtig genug ...
Sieh, dir werden sie vertrauen,
auf dich als ein Beispiel schauen,
weil du alt bist und nicht stirbs' ... *

Hüttenknirps

* Nachschrift: „t“ im Sinn!

Annegret

Das interessiert die Frau

Wenn das Fernsehtelefon am Bett steht

Das „Photophon“ oder „Videophon“, das heißt das Telefon, bei dem man den Gesprächspartner nicht nur hören, sondern auch sehen kann, wird bald zu den Alltäglichkeiten zu rechnen sein. Amerikanische Soziologen stellen zur Zeit Experimente darüber an, welche revolutionierende Umwandlung das neue Gerät innerhalb der Gesellschaft schaffen wird, wenn es erst einmal Allgemeingut der Öffentlichkeit ist.

In Zukunft wird jede Frau in der Nähe des Fernsehtelefons einen kleinen Toilettentisch haben mit Spiegel, Kamm, Bürste, Puder, Schminke usw., denn schließlich wird kein weibliches Wesen, wenn es telefoniert oder angerufen wird, ungünstig auf seinen Gesprächspartner wirken wollen. Die Hausfrau kann den Lebensmittelhändler anrufen, sich die Waren durchs Telefon vorführen lassen und ihre Auswahl treffen, bevor sie sich die Ware ins Haus schicken läßt. Auch Kleider, Anzüge usw. können fernsehtelefonisch bestellt werden.

Wenn ein Kind krank ist und nicht die Schule besuchen kann, aber trotzdem im Bett Hausaufgaben auszuführen vermag, so braucht der Lehrer nur den Hörer vom Fernsehtelefon abzunehmen, und schon kann er die Aufgaben des kranken Schülers korrigieren und ihm neue Anweisungen erteilen.

Freundinnen können untereinander nicht nur stundenlang über ihre Kleider und Frisuren fermündlich sprechen, sondern sich die entsprechenden Neuanschaffungen durch das Fernsehtelefon sichtbar vorführen.

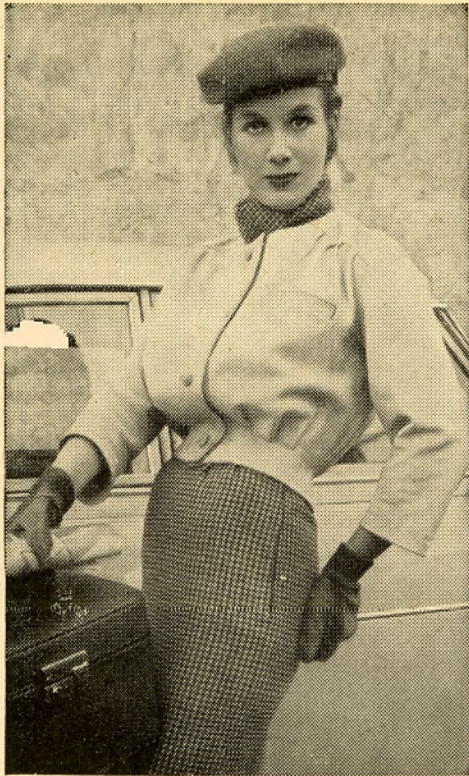
Das gesellige Dasein und Familienleben wird sich stark verwandeln, denn statt daß sich Familien einen Besuch abstatten, wird man sich oftmals damit begnügen, Geselligkeit lediglich mittels des Fernsehtelefons zu pflegen. Ganz besonders interessant werden nächtliche Anrufe sein, wenn die Teilnehmer im Bett liegen. Gar oft wird es dann zu einem absichtlichen „Falsch verbunden!“ kommen. Der Jüngling, der sein Mädchen vor der Haustür verabschiedete, weil die sittenstrengen Eltern nicht wollen, daß er seine Angebetete auf ihr Zimmer begleitet, erklärt einfach: „Ich werde dich fernsehtelefonisch anrufen, Liebling, wenn du im Bett liegst ...!“

Aber auch die Höflichkeit und das Benehmen werden durch die Fernsehtelefone einen neuen Aufschwung erhalten. Keine Grimassen, ironisches Lächeln, verärgerte Gesichtsausdrücke mehr, wie sie heute noch beim Telefonieren erlaubt sind, denn beim Fernsehtelefonieren kann der Partner alles sehen und kontrollieren. Ehemänner dürfen ihre rede- und freudige Gattin nicht mehr sprechen lassen, während sie einfach den Hörer herunterhängen und baumeln lassen ohne zuzuhören — man muß sich immer beherrschen, liebenswürdig sein ...

Man wird zugeben müssen, daß die amerikanischen Soziologen recht haben, wenn sie behaupten, das Fernsehtelefon würde eine Revolution unserer Sitten und Gebräuche mit sich bringen!

Ein wirklich besorgter Autofahrer

In der in Rennes (Frankreich) erscheinenden Zeitung „Ouest-France“ stand dieser Tage folgender Bericht: „Fräulein X. wurde gestern nachmittag von einem Auto angefahren. Der Herr am Steuer ließ es sich nicht nehmen, das Mädchen, das nur leichte Quetschungen davongetragen hatte, vom Boden aufzuheben und es nach eventuellen Schrammen abzutasten, um sich zu vergewissern, daß bei seinem Opfer nichts zerbrochen war. Trotzdem hielt der Autofahrer darauf — aus Gründen der lobenswerten Vorsicht! —, das Mädchen in seine Wohnung zu begleiten, um durch eine eingehendere Prüfung volle Gewißheit von der tatsächlichen körperlichen Schadlosigkeit des Mädchens zu erhalten!“ Und die Zeitung schließt mit dem Satz: „Wirklich ein rücksichtsvoller Autofahrer, wie man ihm heute gerne öfter begegnen möchte!“



Kleine Reisejacke in roséfarbenem Leder in Lumberjack-Form. Handwerkliche Verarbeitung durch Ziernähte

Reisefertig durch ein kleines kurzes Jäckchen

Wir wollen zu dritt vorn im Auto sitzen. Da fiel mir gerade im rechten Augenblick so ein Petit Rien in die Hände, ein kleines Nichts von einem Jäckchen, in dem man schmal aussieht und trotzdem warm umhüllt ist. Kragenlos war es außerdem, eine kleidsame Unterstreichung für einen schmalen Hals und eine Zeit- und Sorgenersparnis im Hinblick auf das Speckigwerden von Kragenrändern.

Wählen Sie für dieses Modell ein augenfällig dickes Material: Flausch, Filz oder Leder, das die handwerkliche Ausführung nachträglich zur Geltung kommen läßt, die betont großen Striche der Ärmelnähte, die körpergerecht geschwungene Hüftpasse, über der sich der Stoff füllig bauscht und jede gymnastische Übung zuläßt, ohne daß Nähte platzen. Daß die Ärmel schon über dem Puls aufhören, ist sommerlich bedingt und angenehm, sonst wäre es ja kein „Kleines Nichts“.

Und noch etwas zeichnet unser kleines Reisejäckchen aus: Durch seine betont sehr überlegte Kürze ist hier endlich einmal ein Modell gefunden, das gleichermaßen für den engen wie den weiten Rock geeignet ist. Nicht so häuslich wie eine Strickjacke, kann sie, wenn wir das Material so kostbar wie möglich wählen, unser unentbehrliches Reisejuwel werden.

Für die Übergangszeit — ein „Pullikleid“

Mit der Übergangszeit ist es so eine Sache — man weiß meistens nicht, was man tragen soll. Unser Tip: Falls Sie von Ihrem sommerlichen Jackenkleid noch einen Stoffrest übrigbehalten haben, der für einen weichen Kuttengkragen reicht, verwandeln Sie doch Ihr Jackenkleid für die Übergangszeit in ein „Pullikleid“. Sie haben sicher einen leichten Sommerpulli oder eine modische Jerseybluse. Wenn sie farblich zu Ihrem Jackenkleid paßt, ist es einfach. Sie können dann den Rock des Jackenkleides mit dem Pulli tragen. Der Kragen, der in den Ausschnitt der Bluse oder des Pullis geheftet wird, läßt den Anzug wie ein Kleid wirken, wie ein modisches „Pullikleid“.



Eine Schürze — zwei Schürzen

Wenn Sie sich in diesem Winter eine neue Schürze zulegen wollen, können Sie gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen oder — genauer gesagt — mit einer Schürze gleich zwei entstehen. Die Zeichnung zeigt es Ihnen schwarz auf weiß. Eine einfache Kittelschürze in der neuen kurzen Form und ein kleines Halbschürzchen sind aus einem der üblichen langen Schürzenkittel gearbeitet worden. Da die fertigen Schürzen meist sehr lang gehalten sind, braucht man nur den Schürzenrock in Hüfthöhe abzuschneiden und umzusäumen. Der Rest reicht dann meistens für die kleine Schürze. Falls es noch zu wenig sein sollte, kann man noch einen breiten Streifen aus einem einfarbigen Zellwoll-„Leinen“ ansetzen.

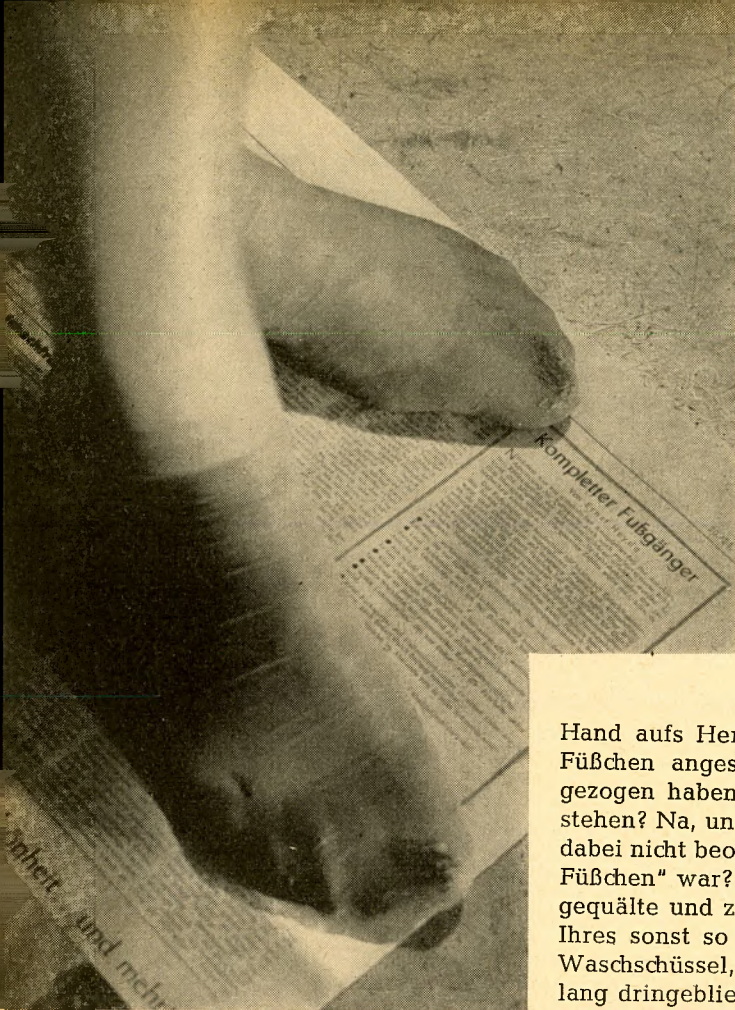


Vom Sommerkleid zum Cocktailkleid

Aus Ihrem schicken sommerlichen Seidenkleid können Sie im Nu ein nicht minder schickes Cocktailkleid zaubern. Die Zauberformel heißt in diesem Fall: Samtbandbesatz.

Ganz gleich, ob das Material Ihres Seidenkleides einfarbig oder gemustert ist, die Samtbandgarnierung wirkt auf jeden Fall. Sie wird — wie auf der Zeichnung zu sehen ist — als Blende um das ärmellose Dekolleté gelegt und am Saum des Kleides angebracht. Zur Rockmitte zu steigt die Rockblende etwas an — etwa 15 bis 20 cm — und endet in einer dekorativen Schleife. Wer besonders mutig und geschickt ist, kann den Saum — der Blende folgend — bogenförmig ausschneiden, so daß das Samtband zugleich Saumabschluß ist.





„Zeigt her eure Füßchen . . .“

Hand aufs Herz, meine Damen: Haben Sie schon einmal kritisch Ihre Füßchen angesehen, wenn Sie die hauchdünnen Perlonstrümpfe ausgezogen haben und einmal „naturecht“ und barfuß vor Ihrem Spiegel stehen? Na, und? Waren Sie da manchmal nicht froh, daß Ihr Freund Sie dabei nicht beobachten konnte, der immer so entzückt von Ihren „kleinen Füßchen“ war? Denn Sie sahen da zwei arme, von zu engen Schuhen arg gequälte und zusammengedrückte und nicht gerade schöne Bestandteile Ihres sonst so makellosen Körperchens. Nun aber rasch hinein in die Waschsüssel, in eine wohltuende Essenz- und Seifenlösung, und so lang dringeblichen, bis das Wasser anfängt, kühl zu werden! Und dann kräftig frottieren!

Haben Sie schon einmal daran gedacht, wie sehr gerade die Füße den ganzen Tag beansprucht werden und wie wenig und selten man daran-geht, sie besonders zu pflegen? Es gibt wirklich keinen Körperteil, der sich so wenig unserer Pflege erfreuen darf wie gerade die Füße.

Ein abendliches Fußbad täglich mit anschließender Massage mit fett-haltigen Crèmes sollte in Ihrem Tagesplan zur Körperpflege ebenso auf-genommen werden wie die tägliche Gymnastik. Sie trippeln vielleicht den ganzen Tag in sehr engen Schuhen mit viel zu hohen Absätzen herum und bedenken gar nicht, wie schädlich es sein kann, wenn sie diesen abendlichen Ausgleich nicht haben.

Nach dem Fußbad beginnen Sie, die Zehen zu „salben“ und einzeln zu kneten. Dann drücken und streichen Sie den Ballen, quetschen ihn auch etwas seitlich zusammen (Sie werden sehen, wie wohl das tut!), massie-ren die Knöchel, umspannen mit Daumen und Zeigefinger die Fesseln und reiben kreisförmig, bis die Haut rot und das Fleisch heiß wird. Dann streichen Sie die Waden mit den Fingerspitzen nach oben, klopfen sie ein bißchen, kneten etwas fester den Oberschenkel, klopfen ihn fest mit der Handkante, ebenso den bösen Speck an der Hüfte. Auch er will, wenn er wegschmelzen soll, heiß werden! Also nicht zimperlich zu-packen!

Diese kleine Vorarbeit zu ein wenig Hüpfgymnastik, die so segensreich für die genannten Körperpartien ist, sollte eine geradezu kultische Handlung jeder schönen und noch schöneren Frau sein. Dann erst geht das abschließende Hüpfen auf dem Ballen los:

Links — rechts, links — rechts! Arme locker mitschwingen. Dabei schön tief abfedern in allen Gelenken, die dabei betroffen sind. Zehen, Knöchel, Knie, Hüfte, alles muß weich schwingen! Dazwischen machen wir ein paar Atemübungen: Strecken mit gehobenen Händen und dabei einatmen; entspannendes Zusammensinken und dabei ausatmen.

Jetzt erst kommt der ersehnte und wohlverdiente Sprung ins Bettchen. Und dann: Eine recht gute Nacht, meine verehrten Damen!

Bin ich etwa ein Kaninchen?

„Rohkost“ — werden manche sagen —, eine Ernährung für nicht oder nur wenig arbeitende, eine Ernährungsform für einseitig ausgerichtete Menschen, für Fanatiker dieser Lehre.

Bei diesen Gedankengängen fällt den meisten nicht auf, daß sie selbst einseitig eingestellt sind, daß sie über die Kunst der Ernährung mit Rohkostspeisen zu wenig wissen, um darüber eine hieb- und stichfeste Meinung äußern zu können. Die häufig irrige Auffassung, die mit diesem Problem zusammenhängt, zu berichtigen, soll der Sinn dieser kurzen Abhandlung sein. Zuerst einmal:

Was ist denn „Rohkost“?

Man kann die Ernährung mit rohen Nahrungsmitteln enger und weiter fassen. Die Rohkost im ursprünglichen Sinne ist der Vegetarismus, dessen Anhänger in ihrer Ernährung nur auf roh genießbare Vegetabilien, auf Pflanzen, zurückgreifen (z. B. auf eßbare Wurzeln, auf Salate und andere Gemüse, auf Nüsse, Früchte usw.). Die weitere Fassung des Begriffes läßt den Genuß aller Nahrungsmittel, die roh genossen werden können, zu (z. B. außer den obengenannten Pflanzen auch Milch, „Gehacktes“, Eier, manche Fische, Schalentiere usw.). Es gibt fernerhin auch einen Zweig dieser Ernährungslehre, den die sogenannten Lactovegetarier verkörpern, die außer Milch und Eiweiß teilweise auch gekochte Pflanzen verzehren.

Man sieht also, daß die Art der Ernährung allein schon auf diesem kleinen Gebiet, welches hier behandelt wird, sehr viel Möglichkeiten zuläßt.

Wenn auch der Einwand

„keine Ernährung für schwer arbeitende Menschen“

im ersten Augenblick einleuchtet und schon vorweg gesagt werden soll, daß eine Rohkost im engeren Sinne als Dauerernährung für körperliche Schwerarbeiter innerhalb unseres Lebenskreises nicht in Frage kommen dürfte, so ist es doch interessant, zu hören, daß es Völkerstämme bzw. Bevölkerungsschichten in den verschiedensten Ländern gibt, die sich ausschließlich von Vegetabilien ernähren. Sie sind dabei gesund und kräftig und verrichten körperliche Schwerarbeiten.

Es ist also doch etwas „dran“ an der Rohkost!

Worauf beruht nun die Wirksamkeit dieser Ernährungsweise? — Wie kann Rohkosternährung in unseren Speiseplan eingebaut werden? Eine weitere Fragestellung lautet: „Wie ist Rohkost innerhalb der Krankenernährung zu bewerten?“

Als erstes sei auf die Kochsalzarmut der Rohkost hingewiesen. Es ist ja Allgemeingut geworden, daß der heutzutage übliche Kochsalzkonsum viel zu hoch liegt und dadurch Wasseransammlungen im Gewebe begünstigt werden können. Dagegen ist der Reichtum an Mineralien und Vitaminen (Vitamine — zumeist mit der Nahrung aufgenommene *Ergänzungstoffe*) relativ groß. Wenn man bedenkt, daß manche Vitamine durch das Kochen der Nahrungsmittel bzw. schon durch Sonnenbestrahlung vernichtet bzw. teilweise zerstört werden, besteht folgende Devise zu Recht:

„Eßt viel frisches Obst und frisches Gemüse“

Dabei ist zu beachten, daß die Nahrungsmittel möglichst schnell nach der Ernte verzehrt werden, damit sie noch weitgehend naturnahe sind.

Auch die Mineralien haben wichtige Aufgaben im Haushalt unseres Körpers. Sie sind z. B. am Bau der Knochen beteiligt, sind notwendig zum Wachstum und zur Blutbildung und regulieren — nach Umwandlung der Säuren und Basen, in deren Form sie auftreten, in Salze — den

Gewebedruck der Körperflüssigkeit. Die Rohkosternährung bewirkt einen Überschuß an Basen, der sich u. a. günstig auf die Ausnutzung der Nahrung auswirkt. Dagegen birgt eine Übersäuerung der Nahrung die Gefahr in sich, die Körperzellen, die Eiweißbausteine, anzugreifen und zu schädigen. Sehr wichtig ist auch die Anregung der Darmtätigkeit durch Rohkosternährung mittels in großer Menge vorhandener, nicht ausnutzbarer Zellulose, die als Ballaststoff einen Darmreiz ausübt. Auf diese Weise wird die Entleerung des Darmes gefördert. Ferner sei darauf hingewiesen, daß bei Rohkost — also einer eiweißarmen Ernährung — alle Reize wegfallen, die die Endprodukte des Fleisches, die Abbauprodukte, hervorrufen. Die Eiweißzufuhr läßt sich — im Gegensatz zu früheren Anschauungen — geringer halten, als die meisten es gewohnt sind und zum größten Teil durch pflanzliche Nahrungsmittel bestreiten. Es gibt zahlreiche Beispiele für die ungünstigen Folgen einer Eiweißüberfütterung mit tierischem Eiweiß — insbesondere Muskeleiweiß — wie sie heutzutage gerade in den schwerarbeitenden Bevölkerungsschichten gebräuchlich ist. Natürlich muß ein Schwerarbeiter auch tierisches Eiweiß erhalten. Er soll aber hier die Art der Eiweißzufuhr wechseln, d. h. neben Muskeleiweiß vor allem die sogenannten Innereien (Leber, Niere, Herz), Fisch, Geflügel, Wild und fernerhin Milch und Milchprodukte bevorzugen.

Die Parole:

„Trinkt Milch und ihr bleibt gesund“

besteht zu Recht!

$\frac{1}{3}$ der Eiweißzufuhr soll tierischer Herkunft sein — während die restlichen $\frac{2}{3}$ gut durch pflanzliches Eiweiß ersetzt werden können. (Beispiele für pflanzliche Eiweißträger: Hülsenfrüchte, Korn, Nüsse, verschiedene Gemüse, u. a. Grünkohl, Mangold, Melde.)

Zusammenfassend muß betont werden, daß die Rohkosternährung — vernünftig in den Ernährungsplan eingebaut, also nicht ausschließlich verwandt — schon beim gesunden Menschen unbestreitbare Vorteile mit sich bringt. Unübertroffen ist sie jedoch in vielen Fällen der Krankenernährung. Als Beispiele sollen Obst- und Saftfastenkuren bei bestimmten Herz- und Nierenkrankheiten, Rohkostkuren bei Vitaminmangelkrankheiten, bei Stoffwechselstörungen (Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankheit), bei Magen- und Darmstörungen, bei nervösen Störungen usw. dienen.

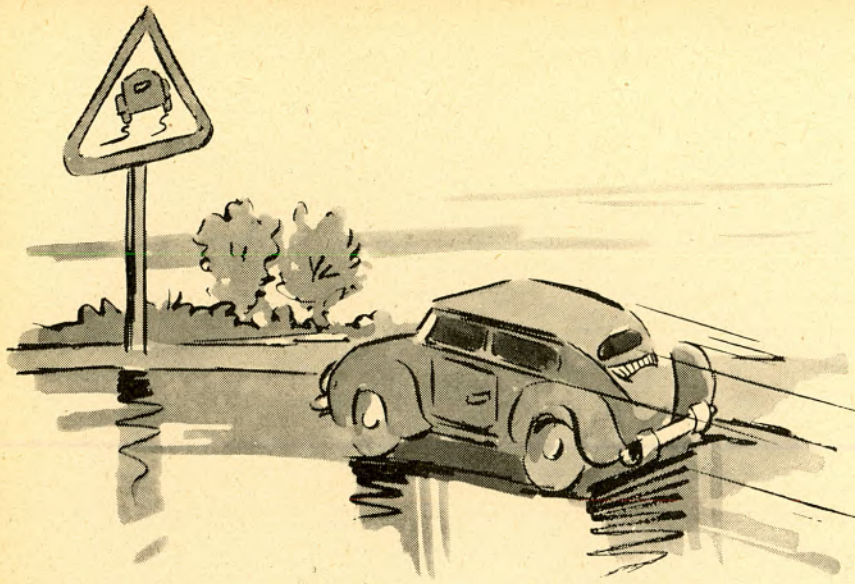
Bezüglich der Verwendung von Rohkost innerhalb der Dauerkost

einige Vorschläge

Ersetze z. B. die mittägliche Vorsuppe durch roh zubereitete Gemüsegerichte und den Nachtisch durch frisches, nicht konserviertes oder präpariertes Obst. Verkoche das mittägliche Gemüse nicht, sondern dämpfe es höchstens und gieße das Brühwasser nicht ab; eine andere Möglichkeit besteht in der Mischung von rohem, mitgekochtem Gemüse (z. B. beim Sauerkraut). Esse morgens vor dem Aufstehen und abends vor dem Zubettgehen rohes Obst, je nach der Jahreszeit. Lasse deine Kinder, die noch ein sicheres Empfinden für gesunde Ernährungsweise haben, viel rohes Obst und rohes Gemüse essen und erziehe sie zum Genuß von Vollkornbrot, von Brot also, das die Wirkstoffe des ganzen Getreidekornes enthält; das elterliche Beispiel ist natürlich Voraussetzung! Schränke deinen Eiweißverbrauch etwas ein und wechsle dabei den Eiweißträger, wie oben beschrieben.

Auf diese Art und Weise tust du in bezug auf deine Ernährung — unter besonderer Berücksichtigung der Rohkost — das Richtige zu einem gesunden, zu einem „guten“ Leben.

Dr. Grunewald



Achte auf dich und die anderen

Deine Geschwindigkeit ist ausschlaggebend für die Länge deines Bremsweges.

Beachte den Zustand der Straßenoberfläche; denn Nässe, Glatteis, Öl, Laub oder Ackererde machen auch die beste Straße gefährlich.

Fahre nur so schnell, daß du innerhalb deines Blickfeldes anhalten kannst. Vorausfahrende Fahrzeuge, unübersehbare Kurven, Kuppen, Bewachsungen oder Bebauungen können gefährliche Überraschungen verdecken.

Bei Dunkelheit, Nebel, Schneefall, Regen und auch bei Blendung mußt du die Geschwindigkeit deiner verringerten Sehweite anpassen und notfalls sogar anhalten.

Beobachte nicht nur die eigene Fahrbahn, sondern auch den parallellaufenden Verkehr der Fußgänger, der Radfahrer und der Straßenbahn, der überraschend auf deiner Fahrbahn auftauchen kann.

Nimm besondere Rücksicht auf alte Leute und Kinder; spielende Kinder sind unberechenbar. Kommst du von unbelebten Straßen in dichten Verkehr, mußt du deine Geschwindigkeit auf die neue Lage sofort einstellen.

Richte deine Geschwindigkeit so ein, daß du auch dem Verkehr aus den einmündenden Straßen gerecht werden kannst.

Überschreite die vorgeschriebenen Geschwindigkeitsbeschränkungen nie; ausnutzen darfst du sie jedoch nur, wenn Verkehrslage und Straßenverhältnisse es gestatten.



Keine leichtfertigen

Unterschriften!

Ein großes Möbelhaus gerät in Schwierigkeiten. Die Teilzahlungskunden sind zunächst beruhigt. Sie haben ja ihre Raten prompt bezahlt. Dennoch klopft bei ihnen der Gerichtsvollzieher an. Er präsentiert Wechsel, die nicht eingelöst waren. „Aber wir haben doch immer pünktlich an jedem Ersten die fällige Rate beglichen!“ wird ihm entgegengehalten. Er zuckt bedauernd die Achseln. „Sie haben den Wechsel unterschrieben, sind also der Bezogene und müssen ihn auch einlösen.“ So kam es, daß die meisten Kunden ihre Möbel doppelt bezahlen mußten.

Betrug? Wie man es nimmt. Eine große Anzahl von Geschäften verfährt in Deutschland ähnlich. Die Kunden unterschreiben Wechsel, sehen diese jedoch nie wieder, sondern zahlen nur ihre normalen Raten. Die Geschäfte erhalten auf diese Wechsel von ihren Banken Kredit und nehmen die Einlösung selbst vor. Es geht auch meistens gut. Wehe aber den Kunden, wenn eine solche Firma in Schwierigkeiten gerät! Da gibt es Firmen, die folgendermaßen verfahren: Man kauft Gegenstände für beispielsweise sechshundert Mark. Jener Kunde, der gern den Teilzahlungszins über den billigeren Wechselkredit auf die Hälfte der sonst üblichen Kosten reduzieren möchte, erhält nun aber nicht etwa Wechsel über 600 DM plus Kosten vorgelegt, sondern über 2000 DM. Ein Quartalswechsel schließt sich immer an den anderen an und ermäßigt sich jeweils um die in diesem Quartal zu zahlenden Raten. Dem kleinlauten Einwand des Käufers, daß er dadurch ja über das Dreifache des Warenwertes schulde, wird lächelnd ob seiner Unwissenheit begegnet: „Das machen wir immer so, es ist nur eine Formsache!“

Mit dieser Phrase

„Nur eine Formsache“

hat schon manche bittere Erfahrung begonnen. Wer Wechsel unterschreibt, muß genau wissen, daß er — und nur er allein — imstande ist, den darauf verzeichneten Betrag an dem oben rechts angegebenen Fälligkeitstag zu zahlen. Alle Versicherungen von Verkäuferfirmen, sie würden die Einlösung selbst übernehmen, befreien nicht von der Zahlungspflicht.

Ein zur Annahme vorgelegter Wechsel muß vor allem vollständig ausgefüllt sein. Ist er es aber nicht, holt man es am besten selbst nach. Wer einen unausgefüllten — einen Blankowechsel — unterschreibt, kann sich dadurch sein Leben lang zum Schuldklaven anderer machen. Überraschungen aber kann es auch bei nicht vollständig ausgefüllten Wechseln geben. Niemals bei einem Kauf eine größere Summe als die Gesamtkaufsumme unterschreiben!

Schon diese „Wechselbeispiele“ zeigen, in welche Gefahren man sich mit einer kleinen Unterschrift begeben kann, sie sind um so größer, je weniger man diese schuldrechtliche Seite des Kaufs beachtet, weil die Freude, den gekauften Gegenstand gleich zu erhalten, diesen Teil des Kaufs im Augenblick ziemlich unwichtig erscheinen läßt.

Der Wechselkauf ist heute noch für die meisten

ein Buch

mit sieben Siegeln.

Und selbst die Verkaufsfirmen sind sich oft nicht darüber im klaren, wie leichtsinnig sie bisweilen mit diesen Anweisungen auf Bargeld umgehen, wenn sie dem Kunden zumuten, ihnen mit gewöhnlicher Post gegengezeichnete Wechsel zurückzusenden, auf denen nicht einmal der Aussteller verzeichnet ist. Niemand, der einen Wechsel unterschrieben hat, kann sich später auf diesen Ausstellungsmangel berufen oder gar erklären, er hätte davon nichts verstanden. Im Betrieb gibt es genug Möglichkeiten, sich an Hand des praktischen Beispiels genau zu informieren. Man braucht sich eines Wechselkaufs nicht zu schämen, denn es gibt eine ganze Reihe von Branchen, in denen die Wechselfinanzierung überwiegt, wie zum Beispiel beim Autokauf. Doch man muß sich informieren und sichern. Der Rat des Kollegen ist kostenlos, das Lehrgeld für einen Fehler aber kann sehr hoch sein.

Aus unserer Buchbinderei

„... auch diese Person benötigen wir recht bald, da für sie schon unübersehbare Arbeiten vorliegen...“ heißt es in einem Schreiben an die Hoesch-Direktion vom 16. Mai 1938. „Die Person“ war einer „gelernter, verheirateter Buchbinder“, der für die an der Ecke Eberhard- und Oesterholzstraße neuerbaute Werkbücherei „eingestellt werden und auch die Hausüberwachung übernehmen könnte.“

Wenn man den kleinen Gartenplatz im Rücken der Haltestelle der „14“ und der „4“ überschreitet, mutet es immer wieder seltsam an, daß hier bis zum Frühjahr 1945 ein großes Haus gestanden hat, das,

nachdem es jahrzehntelang privaten Zwecken gedient hatte, im Sommer 1938 umgebaut und mit viel Liebe eingerichtet wurde für Hauptbücherei, wissenschaftliche Bücherei und Buchbinderei, daß aus dem Rasen, der heute in adventlicher Zeit einen festverankerten, mit Lichterzweigen im Winterwinde schwankenden Tannenbaum trägt, ein wundervoller, uralter Platanenbaum hoch aufragte, mit einer Rundbank drum herum, auf der man warten und ein bißchen träumen konnte, vor der Schicht, nach der Schicht, vor oder nach dem Buchumtausch.

Die Schwerbeschädigten, „der alte Stamm der Buchbinderei“, die früher — damals ursprünglich in der Invalidenwerkstatt — zur Pflege des Buchbestandes der Handbüchereien der Betriebe und seit 1926 der wissenschaftlichen Bücherei eingesetzt waren, sie haben den architektonischen Plan der 1945 von Bomben zerstürmten alten Bücherei noch genau im Kopf. Ihre moderne Buchbinderei, die Hermann Reinecke, der oben erwähnte „gelernte und verheiratete“ Buchbinder, mit hübschen und besonders zweckmäßig konstruierten Arbeitsplätzen ausgestattet hatte, lag im Erdgeschoß. Der elektrisch betriebene Pistolen-Spritzapparat für hygienische Buchpflege hatte einen Raum für sich. Er mutete so unerhört fortschrittlich an, daß Besuchern immer wieder vorgeführt werden mußte, wie von den gelackten Einbänden Fett- und Tuschflecke mit Wasser und Seife spurlos verschwanden.

Der Buchbinder Reinecke blieb im Kriege. Die Bombenangriffe, die auch die Bücherei zeitweise so beschädigten, daß die Ausleihe selbst bei Regen im Freien stattfinden mußte, hat er nicht erlebt; auch den letzten Angriff nicht, im März 1945, der das Haus in einen Schutthaufen verwandelte.

Not macht erfinderisch

Aus dem Schutthaufen wurden, nachdem sich in der Borsigschule eine Notunterkunft für Bücherei und Buchbinderei hatte einrichten lassen, in mühevoller Arbeit die Maschinen geborgen, ohne die buchbinderische Arbeit nicht möglich ist: Pappschere und Schneidemaschine vor allem. Während sie im Werk geschweisßt und neu hergerichtet wurden, zeigte der Anfang 1946 neu eingetretene Meister Wilhelm Grunwald seiner damals nur aus Schwerbeschädigten bestehenden Begleitschaft, wie man Material für neue Bucheinbände, das es nicht gab, aus Papier, „Klebe“ und etwas Farbe selber machen konnte. Bei diesem schöpferischen Prozeß ließen sich sogar effektvolle Farbwirkungen erzielen: das „Kleisterpapier“ wurde ein großer Erfolg.

Da es sich um Tausende von pflegebedürftigen Büchern handelte, hatte die Bezugsstelle Zwirn in überreichlichen Mengen zugeteilt. Aus technischen Handgriffen, wie „Vorrichten“ und „Buchheften“, die unsere schwerbeschädigten Buchbinder damals von Meister Grunwald lernten, und einem Faden Zwirn

Der Hauptarbeitsraum der Buchbinderei





Mit der neuen Schneidemaschine kann Meister Franz Stienen auch Goldtitel in Lederrücken pressen

allein aber entsteht noch kein Bucheinband. Und für die vielfältigen Aufträge, die im Zuge des Wiederaufbaus aus den Betrieben an die Buchbinderei ergingen, langte Kleisterpapier auf die Dauer nicht. Leinen braucht der Buchbinder, Leinen... Die erste Leinenlücke wurde gestopft durch Stapel von Büchern, die inhaltlich uninteressant geworden waren. Herunter mit den Einbanddecken! So können wir wenigstens stabile Rücken machen! Filtersäcke aus der Gasreinigung und Stegwaren helfen auch wirtschaften. Und sonst muß es so weitergehen mit dem Ausbessern: radieren, Flecken entfernen, auf Risse Papierstreifen kleben, bis, ja bis es neue Bücher gibt.

„...unübersehbare Arbeiten...“

Bis neue Bücher kamen, dauerte es eine gute Weile. Sie mußten ja erst gedruckt und zum großen Teil auch erst geschrieben werden. Aber das Material, nach dem die Buchbinderei so dringend verlangte, war kurz nach der Währungsreform da, alles, wie von Zauberhand beschafft, man brauchte es nur zu bestellen. Gut, daß unsere Schwerbeschädigten nun schon einige Jahre lang fachkundlich, wenn auch im Notbehelf, gearbeitet hatten. Nun konnten sie mit einigen jüngeren Fachkräften, die angesichts der aus den Betrieben geforderten, wirklich „unübersehbaren Arbeiten“ eingestellt werden mußten, fruchtbare Hand-in-Hand-Arbeit leisten. Da müssen Pläne von z. T. riesigen Ausmaßen auf Leinen oder Pappe gezogen werden. Da kommen Anforderungen für Stöße von Falz- und Unterschriftsmappen. Da gilt es, für die Betriebsbüros Belege einzubinden, die im Format anspruchsvollen und unhandlichen „Chargenbögen“ vor allem; die Rotaprintabteilung hat ihre Spezialwünsche, die eilig erfüllt werden sollen; die Hauptregistratur will aus Drucksachen ge-

leimte und perforierte Blocks gemacht haben, die Handbüchereien schicken reparaturbedürftige Bände, die wissenschaftliche Bücherei hat zahlreiche Fachzeitschriften zum Einbinden, und als Basis und Rückgrat des Ganzen läuft die Buchpflege für die unauffällig wachsende Werkbücherei weiter.

Wer konnte denn 1950, als Bücherei und Buchbinderei mit Pferdewagen und Maschinen, mit Sack und Pack wohl 14 Tage lang in das für sie sozusagen zurechtgeschnittene Haus Oesterholzstraße 123 zogen, wo die Buchbinderei zwei Räume im ersten Stock bekam, wer konnte denn damals ahnen, daß schon drei Jahre später, im Herbst 1953, in unserer Lehrwerkstatt die erste „Filiale“ der Hauptbücherei entstehen würde und im Frühjahr 1954 bereits die zweite in der Schule in Kirchderne? Wer wagte damals zu hoffen, daß im Herbst 1956 durch eine großzügige Umzugs- und Ausbauaktion die Werksfürsorge eine würdige Unterbringung finden und die Kinder einen eigenen Leseraum bekommen würden? Tausende von Büchern sind für die Lehrlingsbücherei, für Kirchderne und für unsere Jugend „ganz nebenbei“ mit eingearbeitet worden.

Vom Buchbinderischen hieß das nicht nur, daß Schilder und Taschen (zum Einstecken der Buchkarten im Freihandbetrieb) ein- und aufgeklebt werden mußten — die Bücher sollten auch hygienisch für den Umgang mit den großen und kleinen Lesern gerüstet sein. Der Spritzapparat im Keller trat dafür nicht in Aktion; ihm bleibt die Konservierungsarbeit an Plänen, Zeichnungen, Karten und Bildern.

Gelo-Folie und Filmolux

Für die Bücher aber schlug der technische Fortschritt neue Verfahren vor. Da kommt für ungebraucht dem Leihverkehr übergebene Bücher die Gelo-Folie in Anwendung, ein durchsichtiger Einband, der um- bzw. eingeklebt wird und dem Buch ein festlich-glänzendes Aussehen verleiht. Aller Reiz der Neuheit, alle Leuchtkraft der Umschlag-Farben, alle kunsthandwerkliche Schönheiten eines Leinen- oder Lederdeckels bleiben erhalten und sprechen durch die dünne, aber widerstandsfähige Folie lockend zum Leser.

Gebrauchte Bücher hingegen, deren Einbanddecken unansehnlich geworden sind, während sich das Innere noch in verhältnismäßig gutem Zustande befindet, werden in eine bunte Filmoluxdecke eingeschlagen wie in ein Mäntelchen der Liebe. Auf dem Rücken klebt man ihnen ein Lederschildchen, damit man Verfasser und Buchtitel in Gold eindringen kann. Der Erfolg so sorgfältiger und für das Auge erfreulicher Pflege ist ein doppelter: einmal hält das auf diese Weise frisch und „griffest“ gemachte Buch wirklich länger, zum anderen aber geht auch der Leser unwillkürlich vorsichtiger damit um als mit einer alten Schwarte.

Es versteht sich am Rande, daß in einem Großindustriunternehmen — das fast 16 000 Belegschaftsmitglieder zählt, das

seine Gedenktage hat und in dem zeitweise ein Jubiläum das andere ablöst — die Betriebe auch mit Sonderwünschen an die Buchbinderei herantreten: Da muß ein kostbares Werk ganz individuell eingebunden werden. Da soll in einem Album der Werdegang einer Abteilung fotografisch aufgezeigt werden, Da wünscht sich der zu befeiernde Chef ein Gemälde. Ganz oder teilweise neugebaute Häuser — wie seinerzeit Lehrwerkstatt, Versuchsbetriebe, das neue Verwaltungsgebäude oder jetzt die Sozialwerkstätten usw. — sollen mit Bildschmuck ausgestattet werden. Wer keine Zeit hat, lang zu wählen, greift einfach die bunten Bildbeilagen aus der Werkzeitung heraus, bündelt sie und schickt sie — wohin? In die Buchbinderei.

Darum versteht es sich ebenso am Rande, daß angesichts der Berge von jeglicher Art von Arbeit nicht auch noch jedes der 16 000 Belegschaftsmitglieder mit Privatwünschen kommen kann. Die Buchbinderei hat ihr Betriebsprogramm und ihr vollgerüstetes Maß an Arbeit so gut wie jeder andere Betrieb auch. In der Liste der für ein Hüttenwerk nötigen Hilfsbetriebe ist sie zwar nicht als solcher aufgezählt, aber wenn sie so vielen unserer Betriebe unermüdlich auf so vielfältige Weise hilft, dann könnten eigentlich wir, die so von ihr betreut werden, ganz privatim zu dem Schluß kommen: genau genommen ist die Buchbinderei doch ein Hilfsbetrieb.

I. W.

Im kleineren Arbeitsraum türmt sich, was geheftet, gebunden und „gepflegt“ werden soll



Meister Wilhelm Grunwald am „Hauptbuch“



*Wer holt die Milch
für Fräulein Kraus?*

Wer holt die Milch für Fräulein Kraus?
Der Lehrling!
Wen schickt man schnell nach Brötchen aus?
Der Lehrling!
Wer holt für Meier II die Brause?
Wer läuft selbst in der Mittagspause?
Wer wird am meisten angefaucht?
Wer ist nie da, wenn man ihn braucht?
Der Lehrling!

Wer putzt, wer fegt aus dem Effeß?
Der Lehrling!
Wer spielt den Tankwart für den Chef?
Der Lehrling!
Wer sucht verbummelte Belege?
Wer macht nach Feierabend Wege?
Wen jagt man dauernd hin und her?
Wer rast so wie die Feuerwehr?
Der Lehrling!

Wer macht es trotzdem niemand recht?
Der Lehrling!
Und wer begreift angeblich schlecht?
Der Lehrling!
Wer kriegt kein Dankeschön zu hören?
Wer pflegt fast unentwegt zu stören?
Wer ist so wendig, brav und fix?
Wer lernt in solchem Laden nix?
Der Lehrling!

Er tritt in eine völlig fremde Welt
Und pflegt sich etwas linkisch zu bewegen.
Man sieht ihm an, daß es ihm nicht gefällt;
Die vielen Blicke machen ihn verlegen.

Natürlich lebt man sich allmählich ein;
Das hat man ihm ja oft genug versichert.
Doch leicht scheint solch ein Anfang nicht zu sein:
Zwei Herren grinsen, und ein Mädchen kichert!

Das ist doch mehr als albern! Oder nicht?
Die mußten schließlich auch einmal so starten!
Da steht er — mit gerötetem Gesicht —
Um scheu und grollend auf den Chef zu warten.

Nachher ist alles höchstens halb so schlimm.
Er überläßt sich wie im Traum der Führung.
Dann fühlt er mehr Erleichterung als Grimm,
Und man betrachtet ihn mit leiser Rührung.

Ein bißchen klopft das Herz noch in der Brust.
Jedoch er spürt schon ungeahnte Kräfte.
Zu Haus erzählt er abends selbstbewußt:
„Ich mach' schon riesige Export-Geschäfte ...!“

Astrologische Lehrlingswahl

Es ist kein Witz: Eine Firma lehnte die Bewerbung eines weiblichen Lehrlings mit der Begründung ab, sie beschäftige grundsätzlich keine Angestellten, die im Sternzeichen der Fische geboren seien.

Da hilft kein Weinen, und da hilft kein Lachen:
Man stellt das arme Mädchen doch nicht ein.
Sie ist belastet. Da ist nix zu machen ...
Wie kann man auch nur „fischgeboren“ sein?

Zwar ist auch Agnes Miegel „fischgeboren“ —
Und Albert Einstein, wie man lesen kann,
Professor Hahn von den Atom-Senioren
Und Daimler, gleichfalls kein ganz kleiner Mann ...

Hier aber liest die Firma in den Sternen,
Daß „Fische“-Mädchen selten tauglich sind.
Weil sie kaum fähig, irgendwas zu lernen.
Nun hat es den Salat, das arme Kind!

Sie käme ohne weiteres in Frage
Als Löwe, Jungfrau, Waage oder Stier;
Auch Krebs und Skorpion nimmt man alle Tage,
Und notfalls selbst noch anderes Getier ...

Nur Fische lehnt man ab. Und unzufrieden
Denkt man daran, wie's früher einmal war,
Als Eignung und Charakter noch entschieden ...
Daß dieser Chef ein Hohlkopf ist, scheint klar.

Dortmunds

Marienkirche

alt und neu



Im Schatten von St. Reinoldi: Die Marienkirche

Mit Aufmerksamkeit, ja Spannung verfolgen wir das Gestaltwerden großartiger Pläne — breite Straßen, kühne Brücken, hohe Häuser, weite Werkhallen entstehen und verwandeln vielerorts das Gesicht unserer Stadt. Gewaltige Bauten sehen wir wachsen von Tag zu Tag und sich vollenden unter dem Lärm von Menschen und Maschinen.

Wenn jedoch, auf Jahre leergebrannt und wiederum nach Jahren der behutsamen Erneuerung, eine alte Kirche ihre Pforten wieder öffnet, so ist dies ein Geschehnis stillerer, heimlicherer Art, doch wohl nicht minder ein bedeutsames Ereignis. Unsere Stadt bewahrt nur noch erschreckend wenig aus einer reichen Vergangenheit. Was übrigblieb an Wertvollem, verpflichtet zu sorgsamem Wiederherstellen, Hegen und Pflegen.

Die Gegenwart und Zukunft zu bedenken und zu besorgen, ist hohe und dringliche Aufgabe, gleichermaßen aber gilt es, die Vergangenheit nicht zu verlieren, ihr Erbe und Schatzmeister zu sein. Gerade heute, angesichts der Gefahr, ins Maßlose, Ungeheure, Gegenmenschliche versprengt zu werden, ist es wie noch nie notwendig geworden, sich auf lebendige Tradition zu besinnen, Formen, in denen verflossene Jahrhunderte ihre Menschlichkeit verwirklichten, vor Augen zu haben, um den tragenden Grund nicht aufzugeben und in das Kommende ein menschlicheres Gewicht zu legen.

Am 2. Juni dieses Jahres ist Dortmunds Marienkirche wiedererstanden. Im stolzen Schatten von St. Reinoldi läßt ein Kirchenraum wieder ein, kleiner, bescheidener in den Abmessungen, minder berühmt in Stadt und Land, doch wert, in seinen Schönheiten und Eigentümlichkeiten entdeckt und gewürdigt zu werden.

Wechselvolle Geschichte

Die Wiedereinweihung dieses Jahres ist das vorläufig letzte Glied einer Kette von Ereignissen, günstiger wie verderblicher, die Dortmunds älteste Kirche während der acht Jahrhunderte ihres Bestehens betroffen haben. Um 1150 errich-

tet, nicht viel später von Brand und Einsturz heimgesucht, erneuert, verarmt und zu Beginn des 19. Jahrhunderts völlig baufällig, wurde die Marienkirche 1833 zum Abbruch ausgebaut (schon 1805 war der Nordturm abgetragen worden). Nur dem Eingreifen des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ist es zu danken, daß das Bauwerk gerettet und instand gesetzt werden konnte und 1839 den Gottesdienst wieder aufnahm. Um diese kleine Chronik abzuschließen: Im Herbst 1944 trafen die Bomben St. Marien schwer, wenngleich nicht so vernichtend wie die übrigen drei Dortmunder Kirchen.

Zu reinerer Gestalt . . .

Es konnte nicht Sinn der Erneuerung sein, bis in alle Einzelheiten den Zustand vor dem Inferno von 1944 wiederherzustellen. Zwar bietet sich noch und wieder

das Äußere wie vor 150 Jahren, das Innere jedoch erfuhrt jetzt wesentliche Veränderungen, vor allem: Die wohlge-meinte, aber entstellende Ausmalung von 1908 blieb beseitigt. So gewann der alte Raum die ursprüngliche Klarheit seiner Gliederung zurück, Mauern, Pfeiler, Säulen und Bögen erheben und spannen sich in reinen, frischen, selbstbewußten Formen von warmer, lichter Steinfärbung. Die zurückgewonnene natürliche Schönheit der Bauglieder im Verein mit dem heute stärkeren Lichtzutritt verleiht auch dem Gesamtraum die ausgeglichene, einheitliche Wirkung, deren gerade er bedarf. Denn: zwei recht verschiedene Zeiten bauten, stellenweise ziemlich regellos, an diesem Kirchenraum. In ihrer ursprünglichen Gestalt (12. Jahrhundert) gehörte St. Marien zum Typ jener westfälischen romanischen Kirchen mit steilen, kuppelartigen Gewölben, geschlossen und wuchtig-ernst, bis das 14. Jahrhundert

die meisten Fenster gotisch erneuerte und den zart-lichten Chor hinzufügte — eine Stille, die erst jetzt, 1957, befriedigend und harmonisch wurde.

Dortmunds Marienkirche rechnet nicht zu den ersten Meisterwerken der alten Baukunst, in ihrer neuen, alten Gestalt aber ist sie eine gute, wohlthuende Leistung, die, bei ihrem vergleichsweise bescheidenen Rang, dem Aufmerksamen wohl zu reden weiß.

Der Schatz

Der wiedererstandene Raum birgt Kunstwerke von erlesener Schönheit. Bilder von Stein und Holz und in leuchtenden Farben, an der Spitze und hochberühmt: die goldschimmernden Tafeln des Konrad von Soest. Sie sind leider nur verstümmelt auf uns gekommen, als Bruchstücke eines gemalten Flügelaltars, den der Soester Meister zu Anfang des 15. Jahr-

hunderts für St. Marien zu Dortmund schuf. Im Jahre 1720 riß man das Werk auseinander und sägte die einzelnen Tafeln zurecht, um sie einem aufwendigen barocken Altaraufbau einzufügen. Dieser ist im letzten Krieg zugrunde gegangen, die drei Tafeln wurden gerettet. Von dem Rechteck eines glatten Metallrahmens umschlossen, stehen sie heute wieder auf dem Altartisch, an das unversehrte, ursprüngliche Werk des Soesters erinnernd, jedoch ohne das Schicksal des Fragmentarischen zu verwischen oder zu leugnen.

Konrad von Soest

Ein kurzes Wort zur Person des Schöpfers dieser Tafeln. Zwar sind die überlieferten Nachrichten recht spärlich, immerhin ist es den Forschern gelungen, ein ungefähres Bild vom Leben und Werk des Meisters zu gewinnen. Dem Namen



Konrad v. Soest: Die Geburt Christi

Das Innere



zufolge aus Soest stammend, kam Konrad wohl schon in jungen Jahren nach Dortmund, wurde Bürger daselbst und heiratete hier 1394. Wie aus den Urkunden hervorgeht, genoß er sicherlich hohes Ansehen und stand in Verkehr mit den bedeutendsten Familien des damaligen Dortmunds. Bis 1422 wird sein Name in Kirchenbüchern erwähnt, viel länger wird der Meister auch wohl nicht gelebt haben. Der Altar nun, den Konrad für die Marienkirche schuf, gilt, im Vergleich mit anderen bekannten Werken des Soesters, besonders dem Flügelaltar in Bad Wildungen, als seine späteste und reifste Schöpfung, entstanden etwa um 1420. Er gilt darüber hinaus als bedeutendes Beispiel der deutschen, ja europäischen Malkunst jener Zeit.

Kehren wir zurück in den Chor der Marienkirche, vor die Reste jenes Altarwerkes. Reste sind es, aber von welchem großen Wesen! Zum Hochaltar einer Marienkirche bestimmt, ist das Werk Konrads natürlich dem Leben der Gottesmutter gewidmet. Die drei Tafeln zeigen: Geburt Christi, Anbetung der Könige, Tod der Maria.

Geburt Christi

Wer kennt sie nicht, diese so festliche wie innige Weihnachtsszene aus der Dortmunder Marienkirche: Maria, in weichen Kissen ruhend, das Neugeborene kosend, mit dem ruhig-andächtigen Joseph und den Chören singender und betender Engel. Armut und Dürftigkeit von Stall und Krippe? In wohlbürgerlicher Ausstattung, reinen, leuchtenden Farben und strahlendem Gold empfängt diese Weihnacht. Nicht zuerst will sie *erzählen* von der Begebenheit, dem Schauplatz, den Umständen, vielmehr will sie *darstellen*, *vorstellen*, *aufzeigen*. Wohl ereignet sich Christi Geburt, der Bibel zufolge, unter bestimmten räumlichen und zeitlichen



Maria mit dem Kind (Ausschnitt)



Konrad v. Soest: Die Anbetung der Könige

Konrad von Soest: Tod der Maria



Verhältnissen, unser Bild jedoch erhöht die biblische Erzählung ins Farbig-Festliche, um das so einmalige Ereignis im höchsten Glanz zu feiern, und festigt das flüchtige Ereignis ins Zeitlos-Zuständliche, um zu ruhiger Anbetung und andächtiger Versenkung einzuladen.

Was uns jedoch dieses Bild so lieb gewinnen läßt, ist das schöne Zueinander von Mutter und Kind. Wieviel zierlicher Charme, innige Zartheit und stille Wärme wurden hier Form! Das ist wie ein feines, wunderbares Saitenspiel, ein klingendes Stückchen Poesie.

Höfischer Glanz . . .

Die zweite Tafel, Anbetung der Könige, steigert die stille Festlichkeit der „Geburt“ zum prächtigen Gepränge kostbarster Farben und Formen. Der Glanz des Goldes, der Prunkgewänder, der Kronen und Kleinodien blendet das Auge. Die Verehrung des Christkinds geschieht als königliches Zeremoniell, als höfische Repräsentation, jedoch nicht steif und offiziell, sondern in zarter Innigkeit und gedämpfter Zutraulichkeit. Mag man in diesem Bild die Freude Konrads und seiner Zeitgenossen an der Pracht der Farben, an kostbaren Kleidern, vornehmen Gestalten und edlen Gebärden entdecken, so bedeuten doch Pracht und Prunk keinen Selbstzweck, sie sind nur die angemessenen äußeren Mittel der Zeit, die innere Bedeutsamkeit dieser Begebenheit — Glanz und Herrlichkeit der himmlischen Majestät Christi — schauen zu lassen.

. . . edle Innigkeit

Die dritte Tafel schließlich, das Mittelstück, führt uns vor das in der mittelalterlichen Kunst sooft gestaltete Thema des Marien Todes. Wir müssen in Gedanken das vorliegende Bild ergänzen zu einer mehr als doppelt so breiten Szene mit den zwölf Aposteln zu Kopf und Füßen und dem segnenden Christus über der sterbenden Maria. So beklagenswert die barbarische Zerstückelung gerade der Haupttafel erscheinen mag, noch das erhaltene Bruchstück fordert eindringlich auf, dem zauberischen Klang und der edlen Sprache seiner Formen zu lauschen. Der schon nicht mehr irdisch-schwere, durchscheinend-zarte Körper Mariens scheint zu schweben, Engel mit wunderbar feinen Händen schließen der Sterbenden Mund und Augen, während Johannes, in verhaltenem Schmerz, die Totenkerze in ihre Hand legt — eine Szene, die in ihrer gelösten Zartheit, besetzten, innigen Stille und innerem Adel ergreift wie keine andere. Hier vertieft und vollendet sich die glanzvoll-vornehme und doch so menschlich-innige Kunst Konrads von Soest zu ihrer reinsten, edelsten Gestalt.

Fritz Endemann

THEODOR STORM

Weihnachtsabend

*Die fremde Stadt durchschritt ich sorgenvoll,
Der Kinder denkend, die ich ließ zu Haus.
Weihnachten war's; durch alle Gassen scholl
Der Kinderjubiläum und des Markts Gebraus.*

*Und wie der Menschenstrom mich fortgespült,
Drang mir ein heiser Stimmlein in das Ohr:
„Kaufst, lieber Herr!“ Ein magres Händchen hielt
Feilbietend mir ein ärmlich Spielzeug vor.*

*Ich schrak empor, und beim Laternenschein
Sah ich ein bleiches Kinderangesicht;
Wes Alters und Geschlechts es mochte sein,
Erkannt' ich im Vorübertreiben nicht.*

*Nur von dem Treppenstein, darauf es saß,
Noch immer hört ich, mühsam, wie es schien:
„Kaufst, lieber Herr!“ den Ruf ohn' Unterlaß;
Doch hat wohl keiner ihm Gehör verliehn.*

*Und ich? — War's Ungeschick, war es die Scham,
Am Weg zu handeln mit dem Bettelkind?
Eh meine Hand zu meiner Börse kam,
Verscholl das Stimmlein hinter mir im Wind.*

*Doch als ich endlich war mit mir allein,
Erfasste mich die Angst im Herzen so,
Als saß mein eigen Kind auf jenem Stein
Und schrie nach Brot, indessen ich entfloh.*





Allenhalben müssen wir die Beobachtung machen, wie das, was ein volkstümlicher Ausdruck als das „Drum und Dran“ bezeichnet, eine gefährliche Neigung zum Überwuchern bekundet, ja, das Eigentliche fast unvermerkt bis zur Unwahrnehmlichkeit einzuhüllen gesonnen ist. Und je höhere Würde wir diesem Eigentlichen zuerkennen, um so bestürzter werden uns die seltenen Augenblicke machen, in denen solche Überwucherungs- und Einhüllungstendenzen der Anhängsel uns zum Bewußtsein kommen.

Die Geburt Jesu Christi im bethlehemitischen Stall, die Verkündung des Engels auf dem Felde, ja, selbst noch die Anbetung der Hirten vor der Krippe, das waren nackte und beiwerklose Geschehnisse. Sie ereigneten sich in einer Verlassenheit, Entblößung und Armut, die dem heutigen, so sehr an Zutaten gewöhnten Menschen kaum mehr vorstellbar sind und ein unerbittliches Schrecknis auf ihn werfen müßten. Was dort geschah, das ist nicht vorzugsweise etwas Sinniges, etwas Gemütvoll-Poetisches. Es ist radikal, und es ist brutal: Es ist der überwältigende Einbruch der Ewigkeit in die Zeit, und kein Menschenleben reichte aus, diese Ungeheuerlichkeit zu Ende zu denken. Das haben die Hirten gefühlt; ehe der Engel sie zur Freude aufzurufen vermochte, mußte er sie mahnen, ihres furchtbaren Erschreckens Herr zu werden.

Dies also ist das Eigentliche, das Essentielle des Weihnachtsfestes. Alles andere, es mag so schön, so ehrwürdig, so lieb und so vertraut sein, wie es will, bleibt akzidentiell; aber als „Drum und Dran“ hat es langsam und schlingpflanzenhaft den Ort überzogen, der dem Eigentlichen hatte aufbehalten sein sollen.

Ganze Gewerbszweige haben sich des Festes bemächtigt. Das Wort „weihnachtlich“ läßt in erster Linie an Lichterglanz und Geschenke, an den Duft von Pfefferkuchen und angesengten Tannennadeln denken, an liebe Herkömmlichkeiten, wie sie jeder Familie eigen sind und zum Unterschied von anderen Überlieferungen vornehmlich durch die Frauen gehütet und weitergegeben werden; an bestimmte Lieder, bestimmte Speisen und Getränke, von denen jedes einzelne mehr ist, als es zu sein scheint, weil es Macht hat, ganze Welten der Erinnerung und Empfindung aufzurufen. Für viele, noch dazu von Weihnachtsvorbereitungen abgemattete Menschen erschöpft sich so das Fest in dem gefährlichen und verschwommenen Begriff der „Stimmung“, in Behaglichkeiten, Erinnerungen und Nebenfreuden, in dem zur Rührung bewegenden bürgerlichen Idyll unter dem Tannenbaum.

Ich bin kein Puritaner; ich bekenne mich gern zur Freude am Festefeiern und hänge insonderheit allen weihnachtlichen Bräuchen von Herzen an. Aber ich kann es nicht hindern, daß mich alljährlich das Erschrecken vor den überwuchernden Anhängseln überfällt.

Ich will keineswegs behaupten, daß diese Gedanken bei mir die Weihnachtstage

WERNER BERGENGRUEN

Das Eigentliche und seine Verhüllung



im eigentlichen Sinne beherrschen. Wohl aber treten sie an jedem Weihnachtsfeste beunruhigend hervor, um dann, wie es ja der Weise des Menschenlebens entspricht, auf irgendeine Art abgefunden, beschwichtigt und zur Seite verwiesen zu werden. Allein sie kehren wieder, sie verdichten sich zu dem Verlangen: Einmal fort aus allem Drum und Dran, fort aus den Stimmungen, fort aus den Sentimentalitäten, aber auch fort aus der Erinnerung an die Seligkeiten der Kindheit, fort aus diesen Zimmern voller Tannenbäume, Lieder, Geschenke, Gebäck und Getränke, fort in eine völlige Abgeschiedenheit, fort in die einsame Konfrontation mit dem Eigentlichen der Weihnachtszeit!

Diesem Drange gegenüber sind die Entschuldigungen, die Ausflüchte geschwind bei der Hand, und in der Tat scheinen die Hindernisse unüberwindlich. Wie soll denn ein solches Verlangen befriedigt werden, ohne daß zahllose andere, sicherlich nicht unberechtigte Ansprüche darüber zu Schaden kämen? „Später, später!“ nimmt man sich vor, „später, wenn man alt geworden ist und nicht mehr um die Weihnachtsfreude von Kindern besorgt zu sein hat!“

Aber gehört das nicht zu jenen Aufschiebungen, in denen jeder von uns ein Meister ist? Schieben wir nicht alle etwas, dessen Notwendigkeit wir fühlen, ja, dessen Verrichtung unserem Leben erst den Sinn gäbe, vor uns her? Trösten wir uns nicht immer wieder mit der Festsetzung, es sei noch nicht an der Zeit, es müsse erst das und das getan, das und das eingetreten sein, ehe wir dem ergangenen Rufe folgen dürfen? Und doch fühlen wir uns gemahnt: hic Rhodus, hic salta! Hodie Rhodus, hodie saltandum! Aber der große Sprung, der Sprung über die Gefängnismauern der Umstände, der Sprung über die Grenzen unserer eigenen Natur, bleibt ungetan. Wie ein Vorwurf, wie ein Urteil steht Tolstojs Fortgang vor uns: Zweiundachtzigjährig, schon unter der Beschattung des näherrückenden Todes, verließ er das Drum und Dran, um nackt der Essenz des Lebens gegenüberzutreten.

In den Zusammenhängen, die uns hier beschäftigen, steht das Weihnachtsfest nicht nur für sich, sondern zugleich auch stellvertretend für die Ganzheit unseres Daseins und der so vielfältig von Kompromissen befleckten Erdenwelt. Selbst das Unverwerfliche gehört in irgendeinem Betracht noch unter die „vielen Güter“, deren hindernde Kraft der reiche Jüngling des Evangeliums in so erschütternder Art zu erfahren hatte.

Diese Gedanken sind nicht zu Ende zu denken. Wir ertragen sie nicht. Es bleibt uns nichts übrig, als sie vertrauensvoll in die große Paradoxie des Weltgefüges einzuschließen.

Das beunruhigte Gewissen gehört zum Wesen des Weihnachtsfestes. Es ist der bittere, der dunkle Tropfen, der sich dem lichten Freudenwein beimengt. Eindringlicher, schmerzlicher noch als sonst wer-

den wir daran erinnert, daß wir nicht im Raume des Absoluten leben, sondern Gefangene der Bedingtheit sind. Aber gerade dies Heimweh nach einem absoluten, von allem Drum und Dran gereinigten Zustande hat ja im Weihnachtsfest seine eigentliche Feier. Denn was

sonst will uns das Weihnachtsgeheimnis verbürgen als jenen unirdischen Zustand der Essentialität, dem wir mit allem Geschaffenen uns selber zustreben fühlen, jenen Zustand, da alles Akzidentielle abfällt und das Unbedingte die Freigewordenen aufnimmt?

Winterlicher Waldgesang der Vögel

Als ich in den Weihnachtswald hineinschlenderte, hörte ich von den Wipfeln ein wunderliches Singen, ein sanftes, weiches Parlieren. Mich vorsichtig nähernd und emporblickend, bemerkte ich über den Kronen einen Husch lerdchenhaft aufschwirrender und flatternder Vögel. Sie waren die Sänger. Zuerst laut, dann leiser werdend und endlich mit schwirrendem Klang. War die Erde nicht arm, das Waldtal nicht öde, das Gehölz nicht verlassen — hatten die Stämme nicht eiskalte Wurzelfüße? Die Strophen zitterten zu mir nieder. Sie waren mir bekannt: Der Balzgesang des Kreuzschnabels war es, sein Lieblingsliedchen mitten im Winter, seine Weihnachtsweise. Ihm machten Schnee und Kälte nichts aus, er brauchte nicht den Mai zu erwarten wie andere Vögel — jetzt wurden die liebenswürdigen Spiele gespielt und die geselligen Werbungen getan. Die Kreuzschnäbel feierten ihre Hochzeit.

Langsam sanken die männlichen Sänger aus ihrem Liebeshimmel und fußen erneut auf ihren Sitzzweigen. Sie schienen aufzuglühen vor Liebesfreude, wie Prachtfinken waren sie gekleidet. Kopf, Kehle, Brust und Bauch waren papageienrot, reisfinkenrot, ja zigeunerisch. Die einen hatten mehr, die andern weniger von der Federpracht, als hätten die einen mehr Feuer im Leibe als die andern. Alle taten sehr geschäftig und lebendig, zugleich aber wundersam still. An den Wedeln hingen mit einem Mal da und dort lebendige Früchte, rot überhaucht gleich den Pflirsichen im Sommergarten. Die Vögel wendeten und drehten sich, hingen minutenlang kopfunter, hielten sich an Zweigen und Zapfen mit Fuß und Schnabelspitze fest und ließen mich die graue Röte des Rückens sehen, den nebellichten Schimmer. Und dann entdeckte ich auch die Weibchen. Sie spielten auf ihren Zweigbalkonen, speisten eine Kleinigkeit und plusterten ihre Kleider mit dem grünlichen Grundton einer alten Waldfarbe.

Sie kümmerten sich nicht um mich. Auch um die vorbeihusenden Tannenmeisen nicht. Sie waren völlig mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Arglos, harmlos unterhielten sie sich. Einer turnte plötzlich wie ein kleiner Papagei am Ästchen. Ein anderer warf sich empor, schwärmerisch steigend, vollführte seine Schwirrkunst, stimmte seine Weise an. Ein dritter war der reinste Artist, er übte sich in Kletterkunststücken, gaukelte und schaukelte an einem Fichtenzapfen, ruckte ein bißchen mit dem Kopf und verzehrte ein paar fetthaltige Samen. Sie hatten jetzt eine gute Zeit, an kräftiger Nadelbaumkost fehlte es nicht. Plötzlich flogen sie alle weg und fielen an die dreißig Schritte entfernt in eine andere Fichte ein, nachdem sie mir den leichten, wellenlinigen Finkenflug vorgemacht hatten.

Wieder bei ihnen angelangt, hörte ich sie „Göp! Göp!“ rufen, und das mochte in ihrer Waldsprache heißen: „Paßt auf, wir fliegen gleich wieder weg!“ Und schon huschten sie auch schon ein Stück durch den Wald zu einer andern Fichte, die ihnen noch besseren Samen zu verheißen schien. Dabei schimmerten die Vögel gleich fliegenden Rosen — Weihnachtsrosen mitten in der Winterszeit. Sie warfen einen fremden, reinen Reiz in das dunkelgrüne, nordisch weißbestäubte Gezweig. „Zock! Zock!“ meinten sie, als ich wieder unter dem Baume stand. Wahrscheinlich hieß es: „Laß dich doch mal anschauen!“ Aber nicht mir galt die Aufforderung — ich schien ihnen wirklich gleichgültig zu sein —, sie galt den



Schönen, den Freundinnen in den dunkelgrünen Kleidern. „Gip! Gip!“ hieß es nun. Oh, reizend siehst du aus! Und wirklich: reizend, hübsch waren sie alle. Sie trieben ihre Märchenspiele im Weihnachtswald, streiften mit den Flügeln an den Schnee, ließen ein paar Flocken herabrieseln, waren lebendig und verliebt und störten nicht ein bißchen den alten Wald in Stille und Schlaf. Wie nett, daß du bei mir bist! rief jetzt einer vergnügt und warf sich vor Freude wie ein Federball in die Luft, schwebte, schwirrte, parlierte und sank wieder herab. Und dann sagte einer ganz heimlich: — ich verstand es so — ich hab dich lieb! Es klang zu zärtlich.

Und so hängen sie im Weihnachtsgezwig, die geselligen Abenteurer, die im Winter brüten und ihre Jungen in der Kälte aufziehen, wenn an Nahrung im Wald für sie kein Mangel herrscht. Eine Sonderlichkeit. Und noch eines an ihnen ist merkwürdig: Ein toter Kreuzschnabel verwest nur sehr langsam, sehr schwer. Er hat sich zu Lebzeiten konserviert und einbalsamiert — sicherlich nach einem alten Rezept, dessen sich auch die ägyptischen Mumienbereiter bedienen: Er hat seinen Vogel-leib mit Harz durchtränkt, nährt er sich doch von den harzhaltigen Fichten- und Tannensamen seines Waldes.



Weihnachten bei den anderen

Während bei uns in der Christnacht die Glocken von allen Türmen läuten, sich festlich gestimmte Menschen am Lichterbaum zusammenfinden und das „Stille Nacht, heilige Nacht...“ erklingt, feiern auch Menschen anderer Nationen das Fest der Wiederkehr des Gottessohnes auf diese Welt. Nur feiern sie anders, oft ganz anders als wir...

Schon unseren Nachbarn im Westen, den Franzosen, sind deutsche Weihnachtsbräuche fast unbekannt. Während man den Weihnachtsbaum eigentlich nur im Elsaß oder aus der sechsjährigen Besatzungszeit kennt, pflegt der Pariser das Fest keinesfalls in der eigenen Häuslichkeit zu begehen. In der Weihnachtsnacht sind alle Restaurants überfüllt, wochenlang vorher die Tische bestellt, und man tafelt, läßt es sich wohl sein und ist lustig wie bei uns in der Silvesternacht. Konfetti, Papierschlängen, Pappnasen und Kappen sind die Attribute dieses gesellschaftlichen Ereignisses. Spät erst und etwas verkaterd erwacht man am ersten Feiertag und pilgert mittags erneut ins Restaurant, um der Hausfrau Küchenarbeit zu ersparen. Nur die Kinder werden am Weihnachtsmorgen beschenkt. Erst in der Neujahrsnacht überreichen die Erwachsenen einander ihre Gaben.



Gewerkschaftlich organisierter Nikolaus

Auch in Amerika ist Weihnachten ein Fest, das sich mehr in der Öffentlichkeit als in der Familie abspielt. Es dauert genaugenommen über Wochen. Denn von den ersten Dezembertagen bis in den Januar hinein steht der Kontinent von Alaska bis an die mexikanische Grenze im Zeichen des Weihnachtsbaums. Im Rockefeller-Center, mitten im Wolkenkratzierviertel New Yorks, steht der größte, mit bunten Lichtern übersät. Und über seinem Wipfel sind über 500 blaue Lampen angebracht, die die Illusion des nächtlichen Sternenhimmels vermitteln sollen. Vor dem Weißen Haus in Washington entzündet Mr. Präsident, Vater Eisenhower, am Abend des 24. Dezember die riesigen Kerzen eines mächtigen Christbaumes persönlich. Wochenlang vor dem eigentlichen Fest haben schon in Klubs, Vereinen und allen Büros und Werkstätten Weihnachtsfeiern stattgefunden. Wochenlang vorher schon hat Santa Claus im pelzverbrämten roten Lederrock und mit Zipfelmütze, umgeben von seinen getreuen Helfern, den Elfen, Zwergen und dem Christkind, sein Hauptquartier in den riesigen Spielwarenabteilungen großer Warenhäuser aufgeschlagen. Ihm übergeben die Kinder ihre Wunschzettel, und die Santa Claus Service Inc. (Weihnachtsmann-Dienst-Gesellschaft) sendet Jungen und Mädeln die Geschenke ins Haus, mit dem Poststempel Santa Claus auf dem Paket. Allerdings wird erwartet, daß der Herr Papa

vorher für die Kosten aufkommt. Und Santa Claus darf neuerdings auch nur in Tätigkeit treten, wenn er als Unterhaltungskünstler gewerkschaftlich organisiert ist. In New York beginnen die Weihnachtswochen mit „Macy's Parade“. Macy ist ein Warenhaus, das Santa Claus auf einem Rentierschlitten durch die Broadways ziehen läßt, gefolgt von einem langen Zug von Kapellen, Kobolden, Girls, Clowns und allem Klimbim, ähnlich wie beim rheinischen Karneval.

Aber trotz allen „Rummels“ ist Grundtendenz des amerikanischen Herzens doch, besonders gerade am Weihnachtsabend Gutes zu tun, Nächstenliebe zu beweisen und alle Mitmenschen zu erfreuen. Geschenke verteilt man nicht nur in der Familie, an Freunde, Kollegen, Dienstpersonal, die Kunden und deren Sekretärinnen, den Liftboy, den Polizisten an der nächsten Ecke und den Zeitungsverkäufer, sondern Santa Claus sammelt vor Hotels und Bürohäusern für die Armen, und Amerikas allmächtige Frauenklubs und zahlreiche andere Organisationen sind viele Wochen lang sehr „busy“, um möglichst auch dem Letzten und Ärmsten eine Weihnachtsfreude zu bereiten.

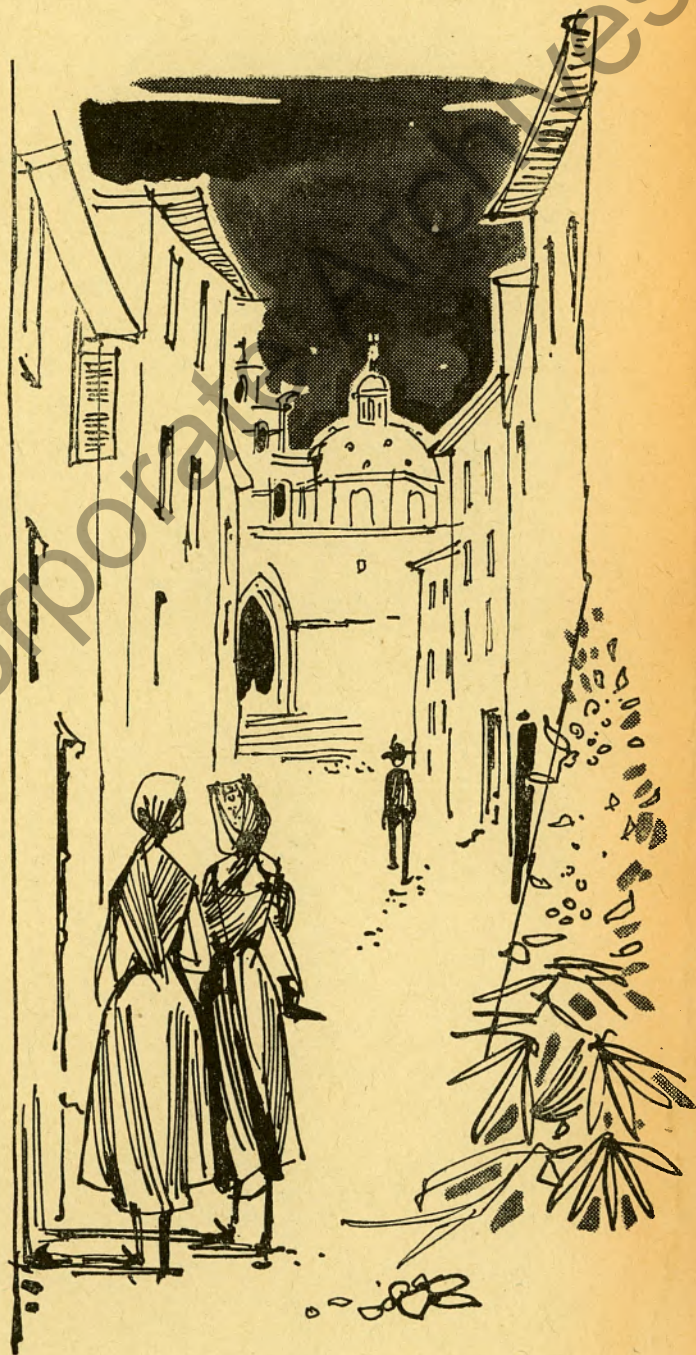
Unter einem Mistelzweig

Wesentlich zurückhaltender vollziehen sich die Vorbereitungen für das Fest auf der englischen Insel. Zwar gibt es auch Festglanz auf den Straßen, und die Schaufenster sind mit Misteln und goldenen Bändern geschmückt. Auch Weihnachtsbäume sind zu sehen. Aber im allgemeinen verhält man sich doch reservierter, wie es dem britischen Charakter entspricht. Traditionell sind die Weihnachtspantomimen, aus Märchen und Kinderliedern entwickelte Singspiele, in allen größeren Theatern. Und was wäre England ohne den von bläulichen Flammen umgaukelten Plumpudding, den goldbraun gebratenen Truthahn und den Busch von Mistelzweigen unter der Zimmerlampe? Unter ihm überreicht man einander die Geschenke. Unter ihm darf man, ohne daß es „shocking“ ist, ein geliebtes Wesen küssen, zart, zurückhaltend natürlich, wie es englischer Art entspricht.

„Bambinos“, die Kinder, das sind dem Italiener sein ein und alles. Er verwöhnt sie, wo er kann. So hat es der Weihnachtsmann in Italien auch besonders schwer, denn von ihm erwarten die Kleinen, so hat es sich inzwischen eingebürgert, dreimal Geschenke. Am St.-Nikolaus-Tag, am 1. Weihnachtstag und am Drei-Königs-Tag. Dieser 6. Januar, der Drei-Königs-Tag, wird von den Italienern wesentlich festlicher begangen als die Heilige Nacht. Es ist das große Fest Epiphania. Während zu Weihnachten in den Kirchen und in den Häusern die Krippen mit der verschwenderischen Pracht erster Frühlingsblumen geschmückt werden und die Bevölkerung zur Mitternachtsmesse geht, um sich anschließend zu einem festlichen Essen zu versammeln, erwarten die Kinder in den Tagen nach Weihnachten das Erscheinen der Fee Befana. Ihr Name hat sich aus Epiphania entwickelt, und es geht die Sage, daß diese alte Frau, die so sehr in das Reinigen ihres Hauses versunken war, daß sie sich keine Zeit nahm, den Einzug der Heiligen Drei Könige zu sehen, in eine Fee verwandelt wurde, die in der Nacht zum 6. Januar, auf ihrem Besen durch die Lande reitend, den Kindern die Geschenke vor die Türen legt.

Aber in Spanien . . .

Religiös betont ist das Weihnachtsfest in Spanien. So stark auch in diesem konservativen Lande die familiären Bindungen sind, so ist Weihnachten doch kein Familienfest. Weder der Gabentisch ist Brauch noch der als heidnisch verpönte Weihnachtsbaum. Statt dessen schmücken die Spanier, ähnlich wie in Italien, höchst liebevoll große und kleine Weihnachtskrippen, die manchmal echte Kunstwerke



sind und sich durch viele Generationen vererbt haben. In der Weihnachtsnacht wandern ihre Gedanken im Weihrauch und Chorgesang der Kathedralen zwei Jahrtausende zurück zu den Ereignissen in Bethlehem. Weihnachten ist das Fest der spanischen Kirche.

Ein ganz anderes Bild bietet sich in den Festtagen in Australien. In der südlichen Hemisphäre ist Hochsommer. Der 21. Dezember ist der längste Tag des Jahres. Das Thermometer steht bei 40 Grad Celsius. Unendlich lange Autoketten parken an der Küste. Man rettet sich vor der Hitze in die Wogen des Stillen Ozeans oder brät in der Sonne. Weihnachten ist in Australien der Höhepunkt der Badesaison, der Ferien. Aber am 1. Feiertag ißt man dennoch im Schweiße seines Angesichtes ein schwer verdauliches Festmahl mit Turkey (Truthahn) und Plumpudding, ganz wie „zu Hause“, womit die Australier „Mary Old England“ meinen. An diesem Brauch wird festgehalten, wenn auch Magen und Zunge nach erfrischenden Speisen lechzen. Tradition ist Tradition. Und Geschenke gibt es auch, und zwar reichlich, nur keinen Weihnachtsbaum.



Lucia mit der Lichterkrone

Viel verwandter empfinden wir das Christfest in den nordischen Ländern. In Schweden beginnt die Weihnachtszeit am 13. Dezember, dem „St.-Lucia-Tag“, da erscheint des Morgens zum festlichen Frühstück ein blonder Engel im weißen Gewand und mit einer Lichterkrone auf dem Haupt. Es ist die Hausfrau, die Tochter oder eine Freundin der Familie. Sie versinnbildlicht die Wiederkehr des Lichtes. Gaumengenüsse spielen beim nordischen „Julfest“ eine gewaltige Rolle. Auf die Tafel gehört der Schweinskopf mit dem Apfel im Maul; Anklang an germanische Überlieferung, wo das Borstentier der wichtigste Fleischlieferant war. Von den Altvordern übernommen ist auch der Familienreigen um den Weihnachtsbaum und den Gabentisch, ist das kleine, mit Lichtern geschmückte, aus Holz geschnitzte Pferd, Sinnbild von Odins Rappen. „Julklapp“ ist eine Sitte, die inzwischen auch bei uns gebräuchlich geworden ist. Damit aber auch die Vögel wissen, daß Weihnachten ist, steht auf dem Lande vor den Höfen eine Garbe Korn.

Was aber geschieht Weihnachten im Heiligen Land, in Israel, auf dem konfliktgeladenen Boden des Nahen Ostens? Auch dort haben die Geschäfte „Saison“. Denn das „Chanukka“, Erinnerung an die Makkabäersiege, wird von den Israelis festlich mit Geschenken begangen. Und alljährlich versammeln sich auch mehr als 3000 christliche Pilger aus aller Welt in Jerusalem, das durch den Eisernen Vorhang zweigeteilt ist, genau wie die Reichshauptstadt. Sie pilgern zu der heiligen Stätte von Bethlehem. Das Diplomatische Korps wohnt am Heiligen Abend in glanzvoller Gala neben Bettlern und Priestern in der Kathedrale von Bethlehem der feierlichen Mitternachtsmesse bei. An der eigentlichen Geburtsstätte Christi, über der sich die 15 Jahrhunderte alte, von Kaiser Justinian errichtete Marienkirche wölbt, klingt in der Christnacht durch Schwaden von Weihrauch der Priestergesang: „Gloria in excelsis Deo...“

Weihnachtsgeschenk für Mutter

Vater hatte gerade die zweite Kerze des Adventskranzes angezündet, die beiden anderen roten Kerzen standen noch heil und neu mit ihrem weißen Docht zwischen dem dunklen Tannengrün und den roten Bändern des Kranzes, wie sie die Mutter hineingesteckt hatte. Man wartete auf die Kaffeekanne, die die Mutter in der Küche gerade füllte — man roch es bis hier herein —, auf den zuckerweißen Christstollen, der wie jedes Jahr am zweiten Adventssonntag angeschnitten wurde. Am aufgeregtesten war der kleine Christian, ein rothaariger Junge, der mit seinen neun Jahren das festliche Ereignis nicht mehr erwarten konnte, während sein großer Bruder Rudolf, der seit einem Jahr in der Bank angestellt war, schon wesentlich ruhiger dem Christstollen entgegensah, wenn er auch seine Freude, so männlich er es auch versuchte, nicht ganz verbergen konnte.

„Ich will Mutter helfen“, sagte Anneliese, ein junges Mädchen von neunzehn Jahren, das schon seit zwei Jahren in einem Büro ihr eigenes Geld verdiente.

Der Vater winkte ab.

Mit einem Blick zur Tür, fragte er leise: „Weiß einer von euch, was sich Mutter zu Weihnachten wünscht?“ Anneliese nickte aufgeregt:

„Ich weiß es“, flüsterte sie, „ich war vorgestern mit Mutter einkaufen, und sie stand lange vor dem Taschengeschäft Stegemann. Dort liegt eine große schwarze Handtasche im Fenster, ganz aus Leder — weißt du, Vater, so eine Tasche mit vielen Fächern, wie man sie heute trägt und in die so enorm viel hineingeht —, Mutter hat sie ganz sehnsüchtig angeschaut, dann auf ihre kleine abgetragene Handtasche geblickt, und als sie weggegangen ist, hat sie geseufzt. Richtig geseufzt!“

In diesem Augenblick betrat die Mutter das Zimmer. In ihren beiden Händen hielt sie die große weiße Kaffeekanne. „Anneliese“, rief sie fröhlich, „bring den Stollen. Er steht in der Küche.“

Drei Tage vor Weihnachten stand der Bankangestellte Rudolf in dem Taschengeschäft von Stegemann. Es war ein klei-

ner Laden in einer Nebenstraße, kein Luxusgeschäft, dessen Fenster mit Krokodiltaschen zu unerschwinglichen Preisen gefüllt sind. Solide Taschen lagen in dem kleinen Schaufenster, einfache Koffer und daneben auch die große schwarze Handtasche.

„Was kostet die große schwarze Tasche im Fenster?“ fragte Rudolf.

Herr Stegemann nahm die gewünschte Tasche herein, fuhr einmal mit einem Tuch darüber, um das Beschlagen zu verhindern, und legte sie auf den Tisch. „Echtes Leder“, sagte er. „Alles mit der Hand verarbeitet. Sehen Sie, auch innen ganz Leder gefüttert. Ein Stück, das sich viele Jahre trägt.“

„Und der Preis?“

„Leider ist die Tasche nicht billig. Fünfundvierzig Mark.“

„So viel kann ich leider dafür nicht ausgeben“, sagte Rudolf, fast ein wenig erschrocken, „ich brauche noch eine moderne kleine Abendtasche, wie sie die jungen Damen jetzt tragen. Die große Tasche wäre für meine alte Dame gewesen — sie braucht sie auch, aber so wichtig braucht sie sie auch wieder nicht, Mutter geht ja sowieso selten weg, und dann hat sie ja auch ihren Muff und die Rocktaschen —, ich werde ihr eine hübsche Geldbörse schenken, finden Sie nicht auch?“

Am nächsten Tag kam Anneliese in das Geschäft. Sie erkundigte sich nach dem Preis der schwarzen Tasche.

„Fünfundvierzig Mark?“ wiederholte sie, „haben Sie nicht eine ähnliche Tasche, auch so groß, aber nicht ganz so teuer? So viel habe ich nämlich für Mutter nicht gerechnet... , außerdem brauche ich noch eine so hübsche braune Brieftasche, wie Sie sie im Fenster haben, ein Monogramm können Sie auch noch anbringen. H. R. ...“

Sie war etwas rot geworden, als sie die Buchstaben nannte.

Dann aber fuhr sie schnell fort:

„Wissen Sie, meine Mutter hat sich zwar diese große schwarze Tasche gewünscht... , aber sie ahnt sicher nicht, daß sie so teuer ist — was soll sie auch mit einer so großen Tasche anfangen? Sie kommt ja nirgends hin, höchstens einmal mit Vater ins Kino... , auch hat sie nichts hineinzutun, keinen Lippenstift und solche Dinge... , ich schenke Mutter lieber eine nette kleine Geldbörse, die freut sie auch, und für mich bleibt noch etwas Geld übrig für diese süße Puderdose hier.“

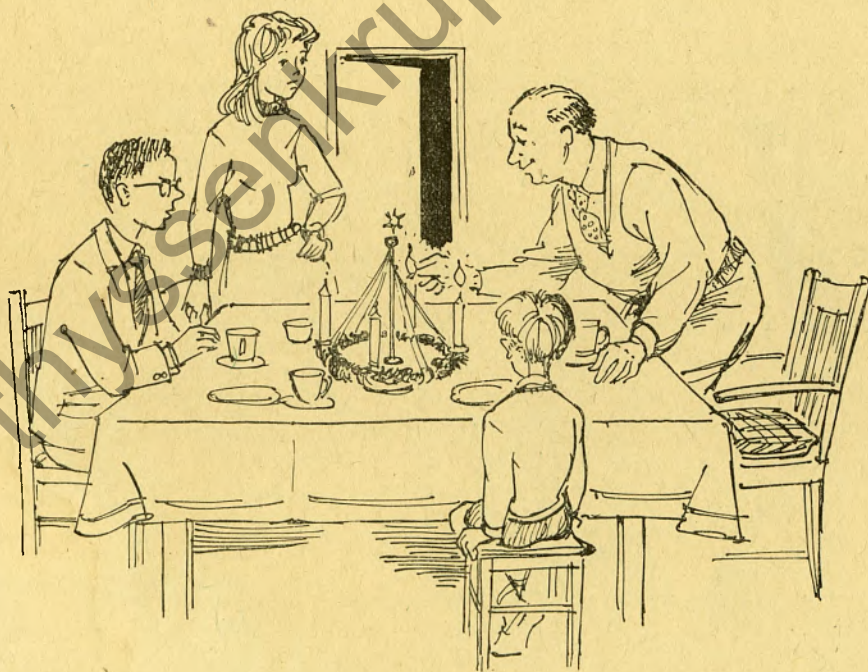
„Was kostet sie?“

Am Tag vor dem Heiligen Abend betrat der Vater den Laden. „Meine Frau hat sich die große schwarze Handtasche im Fenster gewünscht“, sagte er. „Was kostet sie?“

„Fünfundvierzig Mark“, antwortete Herr Stegemann und holte sie herein.

„Fünfundvierzig Mark? Ihr seid wohl fünfundvierzigmal verrückt!“

„Die Tasche ist echtes Leder!“ verteidigte sich Herr Stegemann.





„Und mein Geld ist echtes Geld!“ rief der Vater empört, „ja, was hat sich denn da meine Frau eigentlich gedacht? Man sollte doch annehmen, wenn die Frauen älter werden, werden sie auch vernünftiger! Fünfundvierzig Mark!“ Er hielt die große schwarze Tasche in seiner Hand und betrachtete sie von allen Seiten.

„Wenn ich ihr die Tasche schenke, kann ich mir keine neue Zigarrentasche kaufen! Und die brauche ich. Dringend sogar! Das ist mein Weihnachten!“ sagte er und hielt dem Taschner einen Gegenstand hin, sehen Sie selbst? Kann ich noch so herumlaufen? Nein, diesmal tut es eine hübsche kleine Geldbörse, und mir geben Sie eine neue Zigarrentasche, aber etwas Solides, Gediegenes...“

Der Heilige Abend war gekommen. Von den Türmen der Kirchen läuteten die Glocken das fröhliche Fest ein. Dicker Schnee fiel, und Herr Stegemann war gerade damit beschäftigt, die letzten Kunden zu bedienen. Gut hatte sich dieses Jahr das Weihnachtsgeschäft angelassen, er war mit dem Umsatz zufrieden, wenn es meist auch nur billige Taschen waren, die gekauft wurden. Die große schwarze Handtasche, nach der so viele Leute gefragt hatten, um dann vor dem Preis zurückzuschrecken, hatte er nicht wieder ins Fenster zurückgelegt. Warum sollte er sich ärgern und die Kunden verstimmen? So war es geschehen, daß die Mutter, als sie spät am Nachmittag vorbeikam und ihre Tasche nicht mehr im Fenster sah, mit einem Glücksgefühl und Herzklopfen zugleich fast erschrocken sich fragte: „Die Kinder werden doch nicht — oder vielleicht Vater?“

Vater tat so geheimnisvoll in den letzten Tagen. Die Knie zitterten ihr ein wenig, ihre Wangen glühten, aber vielleicht war es doch nur der Schnee, der ihr ins Gesicht wirbelte. Ein Glücksgefühl erfüllte sie, als sie schnell weiterging, in ihrer Phantasie stellte sie sich immer wieder vor, wie es wohl wäre, wenn heute abend die schöne große Tasche, ihre erste größere Tasche im Leben, unter dem Weihnachtsbaum läge. Sie blieb mitten im Gehen stehen und mußte sich die Nase putzen.

Die große schwarze Tasche aber lag noch immer unverkauft im Laden. Herr Stegemann begleitet gerade den letzten Kunden zur Tür und schloß hinter ihm ab, als ein kleiner rothaariger Junge seine Nase gegen die Türscheibe drückte und mit einem Geldstück eifrig klopfte. Herr Stegemann öffnete ihm lächelnd.

„Was willst du denn noch so spät, kleiner Herr?“

„Ist die große schwarze Tasche im Fenster verkauft?“ stieß Christian aufgeregt hervor, „sie ist nicht mehr im Fenster — meine Mutter hat sie sich so gewünscht — sie braucht sie — dringend sogar —“

„Du willst sie ihr schenken?“

„Ja! Und wenn sie fünf Mark kostet! Ich habe das Geld mit. Hier ist es! Ersparst!“

Herr Stegemann betrachtete den Jungen freundlich.

„Fünf Mark! Das ist viel Geld!“

„Für meine Mutter nicht! Sie sollten einmal meine Mutter sehen!“

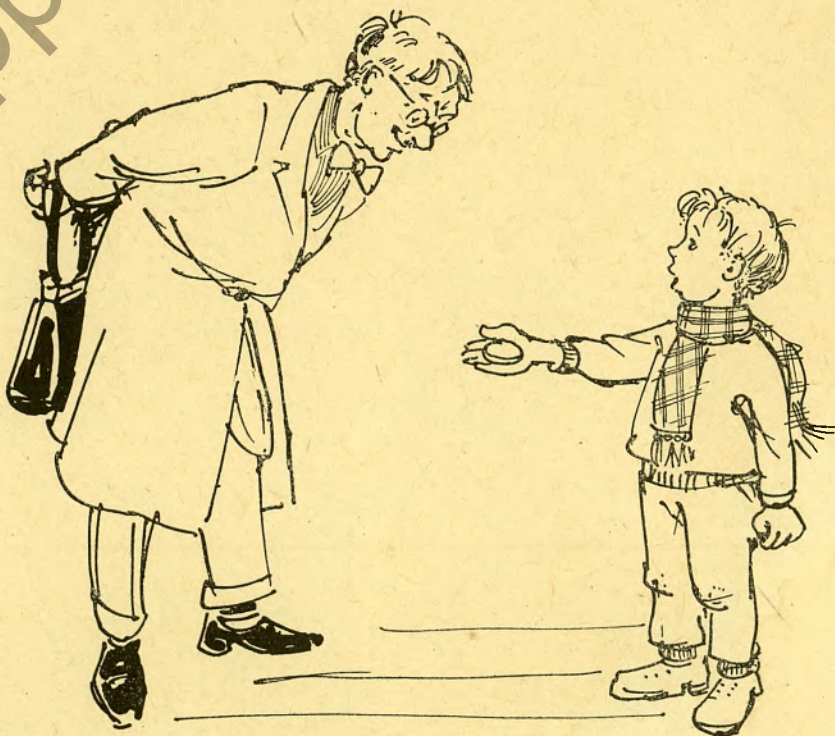
„Vielleicht will deine Mutter gar keine so teure Tasche — vielleicht freut sie sich auch über eine kleinere oder über eine Geldbörse?“ Der Junge schaute Herrn Stegemann entsetzt an.

„Wie können Sie nur so etwas Dummes sagen? Wenn meine Mutter sich doch diese große Tasche wünscht! Eine Geldbörse! So eine Dummheit! Haben Sie eine Ahnung, was meine Mutter immer alles mitzunehmen hat, wenn sie mit uns ausgeht? Ein Taschentuch für mich, weil ich meines immer verliere, einen Kamm für meine Schwester, weil sie ihn immer vergißt, den Hausschlüssel, den Wohnungsschlüssel, den zweiten Wohnungsschlüssel für meinen Bruder, das Portemonnaie, ihre Handschuhe, die Taschenlampe, weil im Haus das Licht nicht funktioniert — nein, Mutter braucht dringend die große Tasche.“

„Da hast du recht“, sagte Herr Stegemann und strich dem Jungen über den Kopf.

Dann ging er zu dem Regal, in dem die teure Tasche lag, betrachtete sie von allen Seiten, öffnete sie, nahm den schmalen Preiszettel heraus und sagte:

„Da hast du aber Glück gehabt, mein Junge! Die Tasche ist noch da — hier nimm sie — und nun lauf, lauf, was du kannst — und ein frohes Weihnachtsfest zu Haus!“







Einen Tag und eine Nacht hat es ununterbrochen geschneit. Nun, am Vormittag, ist es still, und aus dem ein wenig diesigen Wolkenhimmel dringt weiches Sonnenlicht. Mit der Kamera und in wundervoller Stimmung durchstreife ich den Park unseres kleinen Städtchens. Es ist noch nicht spät, und ich treffe fast keinen Menschen.

Eine ganze Weile stehe ich bei dem so bizarr gestalteten Nadelbäumchen, dessen genauen Namen ich zwar nicht weiß, das ich aber im Vorbeikommen noch nie übersehen habe. Sonst ist es dunkelgrün und ein wenig ernst. Heute aber ist es schön und lustig zugleich.

Nachher bin ich draußen gewesen, vor der Stadt, da, wo die weite Landschaft sich in der Schneestille breitete. Wie freute man sich des Atmens in der winterklaren Luft. Was aber das Photographieren anging, so hatte ich mich, wohl durch die vorübergehenden Aufnahmen angeregt, für heute ans Detail gewöhnt, an das Detail allerdings, in dem mir wie vorher das „Ganze“ wiederzukehren schien. Hier machte ich dann auch die Aufnahme, die mir unter denen dieses Morgens die liebste geworden ist.

Über dem Wegrand hängt der Schnee. Der stetige Wind der vergangenen Tage hat ihn darüber getrieben, und ein Ginsterbusch, der dort wächst, hat ihn aufgehalten. Eine Schneewächte im Kleinen ist entstanden, so vielgestaltig, so blendend weiß und auch so „gewaltig“ wie jene Gebilde, die der Schneewinter in der Landschaft der großen Gebirge hervorbringt. Man muß das hier nur aus einer veränderten Perspektive sehen, dann ist es genauso bedeutend wie jenes andere.

Winterzauber

von Paul Nathrath
mit drei Aufnahmen des Verfassers





Einweisende Worte des Bärenführers . . .

Frauen am Arbeitsplatz ihrer Männer

Verständnis — und in diesem Falle meinen wir besonders das gegenseitige Verständnis in einer Ehe — setzt Kenntnis voraus. Seien wir Männer einmal ehrlich: Kennen wir wirklich die vielen kleinen und leider auch sehr oft großen Mühen, die täglich unseren Frauen begegnen? Haben wir wirklich Kenntnis von den Dingen, wenn unsere Frauen, weitaus vom Achtstundentag, abends auch einmal müde und abgespannt sind? Hoffen wir, daß sie die überwiegende Zahl der Ehemänner hat. Die anderen aber? Männer, Ehemänner, laßt euch einen guten und wirklich herzlich ehrlichen Rat geben: Unterzieht euch der Mühe, das Reich eurer Frau zu erkennen und Verständnis und Opfer dann aufzubringen. Ihr werdet über den Dank eurer Frauen erstaunt und erfreut sein.

Und ihr Frauen? Nun, es ist nicht leicht, von der Welt des Mannes, in der er lebt und wirkt, sich immer ein richtiges Bild zu machen. Manche Männer erzählen nicht einmal von ihrer Arbeit. Die anderen können ihren Frauen nicht immer ein getreues Bild von ihrer Arbeit geben. Es ist auch sehr schwierig. Aber auch die Frauen sollten durch Kenntnis der Arbeitsverhältnisse ihrem Mann Verständnis für seine oftmals schwere und anstrengende Tätigkeit entgegenbringen.

Wir haben daher wieder einmal eine große Zahl Frauen und Mütter an den Arbeitsplätzen ihrer Männer und Söhne zu Gast gehabt. Im Laufe der letzten Jahre waren schon einige Tausend Frauen auf unserer Hütte. Immer wieder stellen wir fest, wie sehr sie von dem gewaltigen Arbeitsrhythmus des Arbeitsablaufes beeindruckt sind. Ja so, glauben wir, gibt mehr Kenntnis mehr Verständnis.

... und Verpassen der Schutzhelme





Das ist er — Ritter Kunibald, wie er lebte und lebte. Man bedauert es kaum, daß der Schnapsschuß eines Foto-Liebhabers ein paar hundert Jahre zu spät ankam. Viel lebendiger als dieses Lichtbild nach einem Wachsabdruck der alten Lebzelter-Model hätte auch eine Originalfotografie Kunibalds nicht ausfallen können.

„Schneid Er mich in Seine Model“, sagte der Ritter Kunibald zum Lebzelter Franziscus Wesner, „damit ich den Weibslenten mein Conterfei überreichen kann, so süß, wie sie's erträumen, und so vielfach, wie sie an der Zahl sind; denn sie haben mich alle zum Fressen gern!“

Der Meister Franziscus tat, wie ihm geheißen. Mit sorgsam geführtem Stichel grub er des Ritters Abbild ins fügsame Nußholz. Sein leises Lächeln wandte sich nach innen, als er das Antlitz des Vielbegehrten schnitt, die quellenden Augen, den lüsternden Mund und das spanische Bartgewächs. Dann aber erwachte in ihm echte Freude ob der reichen Gewandung und ihrer ornamentalen Kostbarkeit. Das war etwas nach des Meisters Gusto!

Kühn ließ er die Feder wallen, und selbst die Spitzen vergaß er nicht, die weibisch-kokett aus den kriegerischen Stulpen lugten. Auch setzte er die Bombarde, Kugeln und Pulverfaß, Trommeln und die Knöchlein erschlagender Feinde zwischen Kunibalds gespreizte Standbeine, wohl wissend, was er dem kriegerischen Ruhme seines Auftraggebers schuldig war. Sodann bereitete er den Teig und tat des Guten nicht zuwenig hinein, nicht des Honigs und nicht der indischen Gewürze. Als der Teig formbegierig durch die Hand lief, drückten Wesners Mägde Stück um Stück in Kunibalds vertiefte Herrlichkeit, und manch ein Sprüchlein, das sie dazu glucksend vorbrachten, hätte der Ritter nicht hören dürfen und der Herr Pfarrer noch weniger. Doch soll solches dem Lebzelt allzumal wohlbekommen sein. Als der Meister tags darauf den duffenden Backofen öffnete, entströmten ihm die Kunibälde in der befohlenen Zahl, so knusperig und so schmeichelnd süß, wie sich der Schwerenöter nur selbst erachtet haben konnte.

Wohl hundert Jahre später fand des Meisters Urenkel Franz Wesner,



Noch einmal Kunibald — diesmal im Porträt. Dazu mußte ihm die schwer bestückte Kamera dicht an den Leib rücken, denn Kuniberts Haupt ist im Wachsabdruck nur wenige Zentimeter groß. Aber die Mühe hat sich gelohnt. Ja, so und nicht anders muß er dreingeschaut haben, der alte Schwerenöter, der sich vom Lebzelter als Pfefferkuchen vervielfältigen ließ, weil er sich selbst zum Anbeißen fand — und weil die Fotografie noch nicht erfunden war.

VOM PFEFFERKUCHEN ZUM LICHTBILD

Wachszieher und Lebzelter seines Zeichens, unter den alten und wurmstichigen Modellen, die zu verfeuern das stets drängende, doch nie erfüllte Anliegen seines Weibes war, auch den Ritter Kunibald. Er hielt ihn nachdenklich in Händen. „Schade“, sagte er, „daß die Genußfertigkeit des Gaudiums sich der Kunst so weit entfremdete. Die Leute essen nicht mehr mit den Augen, sie würgen sich ein grell bemaltes Herz hinter die Binde, aber die Schönheit lockt ihnen keinen Kreuzer aus dem Sack. Dennoch mußte man des Ahnherrn verwehte Kunst zum neuen Leben erwecken. Wir wollen ihr eine beständige Form geben. Es mag sein, daß die Augen der Menschen wieder Freude gewinnen, wenn die Freßlust sie nicht abhält. Drücken wir also statt des Teiges Wachs in die Form, verleihen wir dem Ritter neue Pracht aus Seifenfarbe! Lasset uns Wachsbilder machen und so die Kunst des Lebzelters bewahren für eine bessere Zeit, da die Kunst nicht länger nur käuflich, sondern auch wieder essbar sein wird.“

„Die eßbare Kunst“, so sprach zu mir der Wesner-Franz, der die Wachszieherei mehr als verpflichtende

Leidenschaft, denn zum Gelderwerb betreibt, „ist nimmer auferstanden in unserer Zeit, die alle Lebensäußerungen so sorgsam gegeneinander abgrenzt. Da hat mein Großvater zu viel verlangt von Leuten, denen selbst die Kunst des Essens noch verging. Und auch das Wachsbild fristet sein Leben nur am Rande des Kunstgewerbes, weil es seine Herkunft vom Lebzelter nicht verleugnet. Wer hängt sich schon einen Pfefferkuchen an die Wand, und sei es einen wächsernen, dauerhaften? Wenn du aber den Kunibald fotografieren willst, so ist die Gelegenheit günstig, denn so haben wir ihn aufs neue abgedrückt, und er ist so springlebendig, so arrogant und sinnenfroh wie eh und je!“

Und so kam es, daß ich den Kunibald fotografierte und also mit neuzeitlich abgewandelten Mitteln genau das tat, was auch dem Ritter vorschwebte, als er dem Meister Franziscus seinen

Auftrag gab. Abgebildet wollte er sein und vervielfältigt, gesehen wollte er werden und einverleibt in alle, die ihn liebten. Das letztere geschieht mit der Fotografie nur in einem übertragenen Sinne. Doch auch Kunibald hätte seine Freude am Ausruf eines Backfisches gehabt, der mein Kunibald-Foto „zum Anbeißen“ fand. Seltsam, wie die Fotografie dem Wesen des Wachs- und Lebzelter-Bildes gerecht wird, wie sie aus der Tiefe des formsprühenden Materials das Leben heraufholt und erweckt. Aus der Laune eines Augenblicks entsprang genießerische Entdeckerfreude. Ich habe noch viele Wachsbilder zum Lichtbild abgewandelt. Es ist eine überaus erholsame Liebhaberei, solcherart mit der Kamera durch versunkene Zeiten zu wandern und einem Kunstsinn nachzuspüren, der aus unerschöpflichem Reichtum so vergängliche Genüsse spendete...

So etwas hat man einstmal's — gegessen! Von der Formenfreude und der überströmenden Phantasie der alten Lebzelter ist nur die Zahl „3“ übriggeblieben, die auch auf modernen Pfefferkuchenherzen immer noch für „treu“ steht. Rückt man aber die Wachsabdrücke der alten Formen beim Knipsen ins rechte Licht, so erblickt eine wahrhaftige Kunst zu zeitloser Schönheit.

Dieser Doppeladler ist aus den heraldischen Darstellungen einer Lebzelt-Model „herausgeholt“. Er verdeutlicht die geradezu beängstigende Fleißarbeit des kunsttrohen Schnitzers, aber auch die „Formtreue“ des Wachses. Das Wachs wiederum erweist seine Wesensverwandtschaft mit der Fotografie, weil es, Licht in der Tiefe bewahrend, selbst schon ein Lichtbild wiedergibt. Das ist eine Entdeckung, die uns allerdings dazu reizen muß, derartige Aufnahmen mit viel Liebe und Sorgfalt zu machen und solcherart den alten Lebzeltern die so lange geschuldete Reverenz zu erweisen.

Wer seine Fotoliebhaberei einmal auf Wachsbilder nach alten Lebzelter-Modellen gerichtet hat, wird, ob er will oder nicht, zum Sammler. Das ist doch einmal eine Abwechslung zwischen den Alltagsschnapsschüssen, in denen sich unser gehetztes Dasein spiegelt; ein augenfrohes Versinken in eine geruhsame Zeit, die nichts dabei fand, auch die Sinnbilder der „vier Evangelisten“ in künstlerischer Vollendung — zu verspeisen.





Hobbys, die einander ergänzen:

Flügelhorn — Baßtuba — Deckel — Pils-Service

Man kann auf die verschiedenste Art zu einem Hobby kommen. Das einfachste ist: man erbt es. Wenn z. B. Vater Karl, seines Zeichens Dreher, 1915 Mitglied des Christlichen Vereins Junger Männer Reinoldi, 1923 von dem leidenschaftlichen Wunsche gepackt wird, Posaune zu blasen und sich die (damals hohe) Anschaffungssumme von 105 RM buchstäblich vom Munde abspart, dann kann damit der Grundstein für ein Familien-Hobby gelegt sein. Ich möchte den Jungen sehen (später waren es zwei), der nicht von feierlichem Schauer erfüllt würde, wenn am Heiligen Abend das Christkindchen erst etwas später kommen kann, weil Vater mit dem „Reinoldi-Posaunenchor“ von 4—5 Uhr im Gefängnis und von 5—6 Uhr vom Reinolditurm herunter blasen muß. . . .

„Ich auch, ich auch, Vater!“ — „Unter einer Bedingung: selber putzen ist Ehrensache!“ Was es hieß, ein Flügelhorn (1. Stimme) immer blitzblank zu halten, das ahnte unser Arbeitskamerad Helmuth Bingel aus der Abteilung Verkauf Nebenerzeugnisse damals noch nicht. Es ist Vaters altes Instrument. Für kleine Konzerte, am häuslichen Tannenbaum, zu goldenen Hochzeitsfeiern u. ä. rings im Kreise, hat Vater sich auf die zweite Stimme geworfen. In Helmuth aber hat der „Reinoldi-Posaunenchor“, 1904 gegründet, jetzt der Johannesgemeinde zugeordnet, ein treues Mitglied bekommen. Mag er von ehemals 25 Mitgliedern auf 8 bis 9 Unentwegte zusammengeschrumpft sein — für musikalische Feierstunden in Krankenhäusern, im Gefängnis, in der „Herberge zur Heimat“ langt die Zahl und langt die Zeit, wenn das Blasen als

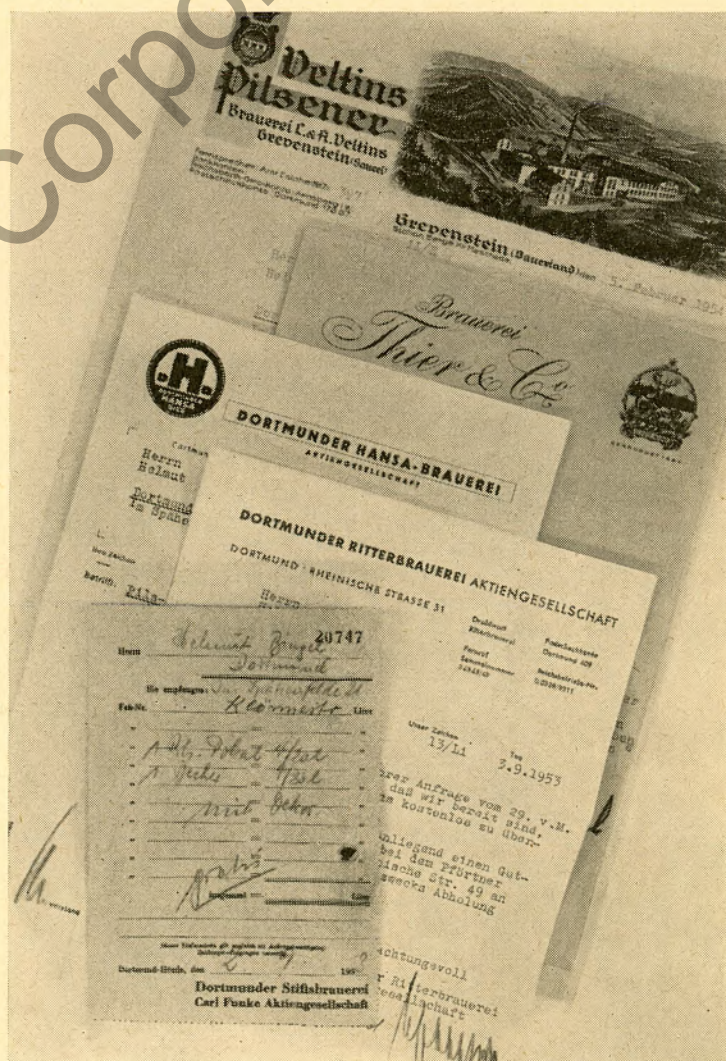
Mission empfunden wird. In Altersheimen verlangen die alten Mütterchen „nach uralten Chorälen“, und wenn Opa durchaus dirigieren will, dann darf er sich mitten vor die Bläser stellen und mit dem Krückstock den Takt schlagen.

Silvester aber ist es wie eh und je: In der letzten Stunde des Jahres, wenn überall in den Häusern der Punsch dampft, wenn die Kerzen brennen und man sich für den feierlichen „Prost-Neujahr“-Ruf auf jede Weise stärkt, dann steigen die blasfrohen Getreuen, still vom Küster eingelassen, den Reinolditurm hinauf und blasen ihre alten Weisen, von 22.30 Uhr bis Mitternacht und dann wieder von kurz nach Mitternacht bis halb eins.

Blasen darf zu Hause nur ins Kopfkissen hinein geübt werden, weil (aus gutem Grund!) in Werkswohnungen das Üben auf Blasinstrumenten und Akkordeons vertraglich verboten ist. Blasen macht Durst! So hat sich aus dem Posaunen-

Helmuth Bingel (Flügelhorn) und Werner Marlinschledde (Baßtuba) werden in der Silvesternacht helfen, vom Reinoldi-Turm die erste Stunde des neuen Jahres anzublasen

„Lieferabschlüsse“ mit den Dortmunder Brauereien



hobby die Sammelleidenschaft für Pils-
gläser entwickelt.

Warum gerade Pilsgläser? Der hübschen
Form wegen, die an Kognakschwenker
gemahnt, und der malerischen Ausgestal-
tung wegen, und endlich: „Mal sehen,
was die Brauereien sagen!“ Die Dort-
munder Brauereien und die paar auswär-
tigen, die Helmuth Bingel bisher an-
schrieb, reagierten positiv. Teils forderten
sie ihn auf, sich ein Pilsglas abzuholen,
teils schickten sie ihm ihren Bierkutscher
mit Lederschürze ins Haus, der in ge-
waltigen Pranken den zartverpackten
Kelch belancierte.

Ist es nun ein „Pilsservice“ geworden?
Ja und nein. „Tulpenform“ haben sie
alle, aber es gibt hohe und breite Tulpen,
schlank aufragende und dickbauchig weit
ausladende, manche fassen 0,20l und
manche 0,25l — aber die Gattung
stimmt. Manches von Freunden weither
mitgebrachte Glas ist natürlich mit einer
Geschichte verbunden, wie es „organi-
siert“ worden ist. Seinen Briefwechsel mit
den Brauereien aber hat Helmuth Bingel
wohl verwahrt, damit keiner kommen
und behaupten kann, er hätte die Gläser
geklaut . . .!

„Klauen“, das ist ein starkes Wort. Im
Sprachschatz eines Sammlers von Bier-
deckeln kommt es gar nicht vor. Werner
Martinschledde aus unserer V.-A., der
bisher 160 ausgesucht schöne besitzt,

„bringt sie mit“ von seinen Ferienreisen,
er „läßt sie mitbringen“, wenn Arbeits-
kollegen ins Ausland fahren; sie tun ihm
einen großen Gefallen, wenn sie ihm aus
Ländern, in denen Bier getrunken wird,
Deckel „besorgen“, „organisieren“, „mit-
gehen heißen“, „einstecken“, jeweils zwei,
damit er tauschen kann. Für später
schwebt ihm eine dekorative Unterbrin-
gung der schönsten Exemplare in seiner
Wohnung, z. B. in Schaukästen, vor.

Aber nicht nur in bezug auf „Pott und
Deckel“ kann man hier von einer Ergän-
zung reden: Das bindende Moment ist
der Posaunenchor, dem Werner Martin-
schledde als Bläser der Baßtuba ange-
hört. Stärker noch band die beiden
Sammler eine Not aneinander, die ent-
stand, als Helmuth Bingel plötzlich auch
noch anfang, Münzen sammeln zu wollen:
„Sag mal, habt ihr in eurem Hauptlabor
nicht ein Rezept, wie man die sauber-
kriegt?“ In die kundig zusammenge-
mischte Brühe kam alles hinein, was an
Silber-, Kupfer- und Messingmünzen aus
15 Ländern der Reinigung bedürftig er-
schien. Erfolg: totale Entwertung! Die
Silbermünzen hatten sich in dem Chemie-
bad „verkupfert“! Also: Gegenlösung
herstellen, „entkupfern“ . . . Während
giftige Dämpfe aus der Bingelschen
Küche in den sommerlichen Abendhim-
mel quollen, erzählte Werner Martin-
schledde von dem eigentlichen Hobby
seines Herzens, seiner

Briefmarkensammlung „Deutschland
seit 1945.“

Er sammelt sie seit neun Jahren „post-
frisch“, d. h. ungestempelt, aus Ost und
West; die jeweils neuesten Exemplare be-
zieht er von einer Spezialstelle der Bun-
despost, und Sammlerkreise, denen er
bisher ferngeblieben ist, weil er erst
so viele haben möchte, daß er „mit An-
stand“ vor kritischen Augen bestehen
kann, haben ihm bedeutet, daß ange-
sichts der vielen, die z. B. „Köpfe“ oder
„Motive“ sammeln, schon die Wahl seines
Spezialgebietes Anerkennung verdient.
Ebenso ergeht es ihm mit der Baßtuba.
Schon daß er sich dafür „wählen“ ließ,
sicherte ihm die Sympathie des Vereins,
der für das gewaltige Instrument keinen
Bläser hatte und fand. Ein „Zierlicher“
darf es nämlich auch nicht sein . . .
Weil es eilte (Weihnachten, Silvester)
stand bevor, als er seinerzeit begann),
setzte er zusammen mit dem Nachwuchs-
ausbilder gleich eine ganze Woche dran.
Noten kannte er vom Klavier her; es
ging um die Griff- und Blastechnik, die
später in einem Sonderlehrgang ge-
festigt wurde.

In der Silvesternacht wird von der
Höhe des Reinolditürms aus sich das
Klangvolumen auch der Baßtuba vertei-
len und „des Jahres letzte Stunde“
feierlich und schön auf ihrem Fluge in
die Ewigkeit machen.

Unter jedes gesammelte Pilsglas gehört ein gesammelter Bierdeckel. Wenn nun auch noch
das Pils hineinkommt, das dazugehört, kann man nur sagen: „Prost!“



STECKENPFERD NR. 1: *Fotografie*

Welch großer Beliebtheit sich das Steckenpferd „Fotografie“ erfreut, war in den vorigen Tagen zu sehen, als die Hauptbücherei zu einem Vortrag des bekannten Fotografen Renger-Patzsch eingeladen hatte. Vor zahlreichen Belegschaftsmitgliedern, die den Festsaal füllten, entwickelte dieser Altmeister der Fotografie seine sehr interessanten Gedanken zum Thema „Wesen der Fotografie, ihre Abgrenzung gegenüber Handwerk und Kunst“. Seinen ausgereiften Vortrag unterstützte er sehr eindrucksvoll mit einer Anzahl lehrreicher Lichtbilder.

Entsprechend dem Thema, das der Einladung zugrunde lag, behandelte Renger-Patzsch ein Problem, zu dem jeder ernsthaft Fotografierende — Fach- oder Liebhaberfotograf — einmal Stellung nehmen muß. Kaum ein anderer hätte hierzu so viel Grundlegendes zu sagen gewußt. Wer seinen Werdegang kennt, konnte sich von vornherein auf einen Vortrag mit hochstehendem Niveau einstellen.

Renger-Patzsch war der Mann, der in den zwanziger Jahren die Fotografie aus ihren ausgefahrenen Geleisen warf. Der in der „malerischen“ Darstellung steckengebliebenen Fotografie entwickelte er den neuen Stil der „neuen Sachlichkeit“ als eine Darstellungsform, die die technischen Möglichkeiten des fotografischen Prozesses bis zum letzten ausnutzte, wie die malerische Fotografie das nie hätte tun können. Auch heute noch, rund 30 Jahre später, befindet er sich mit der Ausgefeiltheit seines Schaffens auf einer Höhe, die seither von andern kaum erreicht wird. Eine Betrachtung der Bilder seiner bekanntgewordenen Bildbände, von denen einige in unserer Hauptbücherei stehen, läßt das mit starker Eindringlichkeit klarwerden. Renger-Patzsch zeigt an Kleinigkeiten, an Gräben und Tümpeln, an Türgriffen, Dachtraufen und Zäunen,

an einzelnen Bäumen und Feldwegen den Charakter einer Landschaft oder einer Stadt besser, als das mit den Bildern im Postkartenstil gelingt, mit denen nur zu oft Bildbände gefüllt werden.

Das persönliche Kennenlernen dieses Mannes, sein Vortrag und die darin gezeigten Bildbeispiele war allen, die sich ernsthaft mit der Liebhaberfotografie beschäftigen, sehr wertvoll.

Fotowettbewerb

Aus Anlaß seines Besuches wurde die Durchführung einer Fotoausstellung beschlossen, die im Laufe des Monats März 1958 im Vestibül des Festsaales stattfinden soll. Wir rufen alle Werksangehörigen, die sich mit der Fotografie beschäftigen, zur Teilnahme auf. Es ist beabsichtigt, gute Fotos mit wertvollen Buchpreisen zu prämiieren.

Die Bedingungen, die die ordnungsgemäße Durchführung der geplanten Ausstellung sicherstellen sollen, sind:

Zur Ausstellung sollen schwarz-weiße und farbige Papierbilder gelangen, die auf fotografischem Wege hergestellt wurden, und zwar unterschiedslos aller Moderrichtungen und jeder Technik, also einschließlich Fotogrammen, Fotomontagen usw.

Letzter Termin für die Abgabe ist der 28. Februar 1958.

Bedingung ist, daß der Einreichende das Eigentumsrecht am eingereichten Bild besitzt und daß etwa dargestellte Personen o. ä. mit der öffentlichen Zurschaustellung einverstanden sind, ferner, daß die eingereichten Bilder die allgemein üblichen Bedingungen bei Ausstellungen in bezug auf allgemeines Interesse erfüllen.

Bei den eingereichten Bildern müssen die Aufnahmen vom Einzureichenden selbst gemacht sein; die technische Ausarbeitung kann einem Fachmann überlassen worden sein.

Es können Einzelbilder und Serien eingereicht werden, letztere müssen mindestens 3 und sollen tunlichst nicht mehr als 5 Bilder gleichen Themas enthalten. Größe für Einzelbilder: kürzere Seite mindestens 13 cm, längere Seite höchstens 40 cm; für Serienbilder: kürzere Seite mindestens 9 cm, längere Seite höchstens 15 cm.

Papieroberfläche: beliebig.

Aufmachung: nicht aufgezogen, ohne Passepartout.

Angabe technischer Aufnahmedaten (Blende, Belichtungszeit) ist im allgemeinen nicht erforderlich; erwünscht sind solche Angaben, die auf eine abweichende Aufnahmetechnik von der normalen hinweisen oder auf Verwendung unüblicher Geräte oder Anwendung unüblicher Verfahren, deren Erwähnung interessant ist oder zum Verständnis der Bilder dient.

Erwünscht ist ferner die Angabe eines Bildtitels, besser noch eine Legende, d. h. eine kurze Darstellung besonderer Umstände oder der Gründe, unter denen und derentwegen das Bild entstand.

Zur Kennzeichnung der Bilder sind Bilderzettel zu verwenden, die ab 1. Dezember 1957 in der Hauptbücherei vorrätig gehalten werden.

Die vorbereitenden Arbeiten für die Durchführung der Ausstellung haben wir der „Fotogemeinschaft Westfalia e. V. (im VDAV)“ übertragen. Dieser zumeist aus Belegschaftsangehörigen bestehende fotografische Arbeitskreis will die Fotografie als Freizeitliebhaberei pflegen und ihren Mitgliedern die Möglichkeiten zu fachlicher Fortbildung ihres Steckenpferdes bieten.

Zur Erteilung von Auskünften über Fragen, die im Zusammenhang mit der Durchführung der Ausstellung über die obenstehenden Bedingungen hinausgehen, sind die Vorstandsmitglieder der FG Westfalia bereit:

1. Heinrich Schmelz, M.A.-Walzwerke, Tel. 55 53;
2. Josef Mündelein, Elektrotechn. Abt., Tel. 53 83.



FACHKENNTNIS ERMÖGLICHT
VERBESSERUNGEN

„Das Wunder von Europa“

Wer einmal „die größte Zeitung der Welt“ sehen will, der muß nach Aachen fahren. In ihren Mauern beherbergt diese alte Kur- und Badestadt in einem historischen Hause die über den Krieg hinweggeretteten Reste des einstmals größten Zeitungsmuseums der Welt.

Als ich in diesen Tagen wieder einmal vor diesem alten Haus in der Pontstraße Nr. 13 stand, fiel mir eine lustige Geschichte ein, die mein Großvater mir oft und gerne erzählt hat. Einmal im Jahr nämlich, und zwar am Karnevalssonntag, waren die streitbaren Eheweiber in Aachens seinerzeit berühmter Sandkaulstraße sehr freigiebig und traktierten bereits um die Mittagszeit ihre Ehemänner mit scharfen alkoholischen Getränken. Daß die Ehemänner, diese außergewöhnliche Freigiebigkeit ausnützend, sich sehr ausgiebig an diesen Getränken götlich taten, versteht sich am Rande. Ehe noch die Uhr vom nahen Aachener Dom „5“ geschlagen hatte, schickten besagte Ehefrauen ihre besseren Eehälften, entweder mit einem Bettlaken umgetan oder aber mit Großmutter Pelerine ausgestattet und dazu noch mit angemaßtem Gesicht, auf die Straße. Und ehe sich's die Ehemänner versahen, wurden sie von einem wohlbeleibten Schutzmann, mit martialischem Schnurrbart und blitzblankem Säbelgehänge, arrestiert und in eben dieses Haus in der Pontstraße Nr. 13 eingeliefert.

Dort befand sich in diesen Tagen das Aachener Stadtgefängnis. Der Grund dieses Eingreifens „von Staats wegen“ lag in einer Polizeiverordnung, wonach kein Erwachsener am Karnevalssonntag vor 5 Uhr nachmittags kostümiert die Straße betreten durfte. Während also die Ehemänner bis Aschermittwoch im Stadtgefängnis „sitzen“ mußten, ließen ihre Ehefrauen den lieben Gott einen guten Mann sein und beteiligten sich, von ihren lästigen Ehegesponsten befreit, drei Tage lang ausgelassen an dem närrischen Treiben auf den Straßen.

Seit diesen Tagen sind zwei Weltkriege über diese alte Kaiserstadt hinweggebraust. Sie haben ihr tiefe Wunden hinterlassen. In das fidele Stadtgefängnis ist eine beschauliche Ruhe eingezogen, und in seinen Mauern lagern jetzt die verstaubten Überreste des früheren stattlichen Zeitungsmuseums.

Darunter befindet sich auch „die größte Zeitung der Welt“: „The Constellation“ ist ihr Name. Herausgegeben wurde sie anlässlich des amerikanischen Unabhängigkeitstages im Jahre 1859. Das Licht der Welt erblickte dieses Zeitungsmonstrum in New York. Mit ihrer Herstellung waren 40 Redakteure, Setzer und Drucker acht Wochen lang beschäftigt. Ihr Steckbrief: 126 cm hoch, 88 cm breit, 8 Seiten mit je 13 Spalten, und jedes Exemplar der Auflage von 2400 Stück kostete schon damals 50 Cents. Von dem Papier, auf dem diese Zeitung gedruckt wurde, wog ein Ries (Papiermaß: 1000 Bogen) drei Zentner.

In einem Geleitwort der Herausgeber heißt es, daß diese Zeitung „der Stolz eines jeden waschechten Amerikaners“ und „das Wunder Europas“ sein soll. Unbestreitbar „die kleinste Zeitung der Welt“ ist „El Telegramme“, die im Jahre 1887 in Guadalajara (Mexiko) bereits im vierten Jahrgang erschien. Sie ist 14,5 cm hoch und 9 cm breit. Ihre oben beschriebene große Schwester ist also 90mal so groß.

Man braucht Tage, um all die Kostbarkeiten aus der Welt der Presse aufzustöbern, die hier lagern. Ein

gewisser Oskar von Forckenbeck, der Sproß einer uralten Münsterländer Familie, legte den Grundstock zu dieser gewiß auch heute noch einmaligen Sammlung. Aus aller Herren Ländern, von denen er ein gut Teil selbst bereiste, brachte er viele wertvolle Zeitungsexemplare mit nach Hause. Dazu gehörte auch die chinesische Zeitung „Sin Pao“, die im Jahre 1366 gegründete erste chinesische Staatszeitung. Sie ist wahrscheinlich die älteste bekannte Zeitung überhaupt. Der Wunschtraum des Herrn von Forckenbeck, ein „Archiv der 7. Großmacht“ zu schaffen, ist leider bis auf den heutigen Tag nicht vollends in Erfüllung gegangen.

Leider suchte ich vergeblich nach einem Exemplar des „Journal des Medingots“, der Zeitung der Pariser Bettler. Ehe die Bestände des alten Zeitungsmuseums in den Wirren des zweiten Weltkrieges im Aachener Wald ausgelagert wurden, war es noch vorhanden.

Wie berichtet wird, wurde sie von einem ehemaligen Pariser Notariatsbeamten redigiert, den der Suff an den Bettelstab gebracht hatte. Während er morgens seine redaktionellen Pflichten erfüllte, ging er nachmittags seiner „Arbeit“ als Bettler nach. Weiter wird berichtet, daß in diesem Blatt im geschraubten Kanzleistil „Standesfragen“ behandelt wurden. Daneben gab es „Gesellschaftsnachrichten“ und mannigfache Berichte aus dem Leben und Treiben der Pariser Bettler.

Mehrere Exemplare „Neue Rheinische Zeitung“ Nr. 301 vom Samstag, dem 19. Mai 1849, sind ebenfalls noch vorhanden. Aus Protest gegen das Verbot dieser Zeitung wurde sie mit roten Lettern auf weißem Grund gedruckt. Verboten wurde sie wegen „Aufreizung zur Verachtung der bestehenden Regierung, zum gewaltsamen Umsturz und zur Einführung der sozialen Republik“. Dem damaligen Redakteur en chef Dr. Karl Marx wurde das Gastrecht entzogen. „Und da derselbe eine Erlaubnis zum ferneren Aufenthalt in den hiesigen Staaten nicht erlangen konnte, wurde ihm aufgegeben, dieselben binnen 24 Stunden zu verlassen...“, so ordnete es die königliche Regierung an.

In einem Aufruf „An die Arbeiter Köln's“ warnen die Herausgeber die Arbeiterschaft vor einem Protestputsch, da sie bei der seinerzeitigen militärischen Lage rettungslos verloren gewesen wären. „Emancipation der arbeitenden Klasse“ war die Forderung, mit der sich die Herausgeber von ihrem Leserpublikum verabschiedeten.

Zu den Kuriositäten dieses Zeitungsmuseums gehören auch die handgeschriebenen Zeitungen. Davon gibt es einige, die zu ihrer Zeit in der Regel für ein bis zwei Dutzend Abonnenten geschrieben wurden. Im wesentlichen enthielten sie Parlaments- und Wirtschaftsberichte. Sie waren die Urväter der heute noch üblichen exklusiven Artikel- und Informationsdienste. Vergeblich suchte ich auch nach der sehr bekanntgewordenen „Gespensterzeitung“, deren gespenstisches Äußere schon dadurch hervorgerufen wurde, daß sie mit weißen Lettern auf schwarzem Grund gedruckt war. Diese Zeitung enthielt Mitteilungen von „Geistern und Medien“ und wurde in den Kreisen der Aachener Spiritisten gerne gelesen.

Es ist eine wahre Freude, hier in den Schubfächern, Regalen und Zeitungspacken zu stöbern. Hoffentlich gelingt es der Stadt Aachen, eines Tages einmal genügend Mittel aufzubringen, um dieses Zeitungsmuseum in repräsentativen Räumen unterzubringen und noch weiter auszubauen. Journalisten und Historiker, Drucker und Theologen, Heimatforscher und Mediziner könnten dann noch manchen Schatz zutage fördern, wenn aus diesem Zeitungsmuseum ein wirkliches „Standesamt der Presse“ geworden ist.

L. Dalbert

Zu einem zünftigen Bergfoto gehören unbedingt ebenso zünftige Wolken. Doch mit denen ist es so eine eigene Sache: Wir Menschen können nicht bestimmen, wann und wie und wo sie auftreten: wir müssen so mit ihnen vorliebnehmen, wie wir sie gerade antreffen. Und wir müssen dann oft in Sekunden-schnelle bereit sein, diese flüchtigen Wesen einzufangen. Daß wir dazu ein Filter brauchen, weiß jedes Kind. Daß aber ein ganz gewöhnliches Gelbgrün-Filter genügt, will niemand glauben. Wolkenbilder sind beim heutigen Filmmaterial weniger eine Frage der Filter, als eine solche der richtigen Belichtung.

Es leuchtet ein, daß wir auf ein und demselben Foto nicht dunkle Waldpartien und lichte Wolkenstimmungen gleichmäßig gut durchgezeichnet haben können. Wenn uns aber schon die Wolken einmal die Hauptsache am augenblicklichen Stimmungsfoto sind, dann müssen wir uns eben auch auf sie einstellen. Denn nichts wirkt später ernüchternder als grell überstrahlte Wolkenlichter. Gerade auf diese hellsten Bildstellen richten wir unseren Belichtungsmesser. Vom gemessenen Wert gehen wir dann ruhig eine Blendeneinstellung zurück, also z. B. von 11 auf 8. Die Belichtungszeit bleibt — wie immer im Gebirge wegen der Gefahr des Verwackelns — mindestens $\frac{1}{50}$ Sekunde. Viele Schatten bleiben dadurch unterbelichtet. Das können wir aber bedenkenlos in Kauf nehmen. Es ist nicht immer richtig, nur auf die Schatten zu belichten. Prüfen wir ehrlich das Aufnahmevermögen unserer Augen: Wir können auch nicht Zeichnungen geringer Helligkeitsunterschiede nebeneinander in hellem Licht und tiefem Schatten unterscheiden. Eines dominiert,

*Aus kleinen Haulenwolken
brauen sich großartige
Unwettertürme zusammen.
Den Rest unseres Films
verschießen wir auf diese
Wunschwolken*



Schatten oder Licht. Und je nachdem, wohin wir gerade schauen, entsteht in uns ein anderer Gesamteindruck. Während unser Auge nicht einmal in der Lage ist, kurz nacheinander in Licht und Schatten Einzelheiten zu erkennen, verlangen wir törichterweise beides auch noch gleichzeitig von einem Foto. Damit geht naturgemäß der Stimmungscharakter einer solchen Aufnahme verloren, es verschwindet der menschliche Gemüts-wert, weil auch im übertriebenen Ausgleich zwischen Licht und Schatten der dem menschlichen Auffassungsvermögen ähnliche Eindruck verzerrt wird.

Doch auch jetzt können wir uns die Wolken noch nicht beliebig wünschen. Aber wir können ihnen nachstellen, ihnen auf-lauern und sie „schießen“, wenn wir den Wetterbericht richtig auswerten.

Wir steigen morgens in die Berge und warten zitternd vor Kälte auf die Morgensonne über dem Nebelmeer, das dann tatsächlich, wie erwartet, brodelnd und gleißend unter uns liegt. Nur für wenige Aufnahmen dauert dieser Nebelzug, dann ist alles vorbei. Wir aber haben mit viel Glück an der richtigen Stelle darauf gewartet.



*Unter den sich erwärmenden Südwänden muß der Nebelsee
im Tal Aufwind bekommen und aus dem engen Kessel aus-
brechen*

DIE WUNSCHWOLKEN

*Unvergeßliche Sekunden erleben wir, als das große Leichen-
tuch aus der Tiefe aufwallt, zerlegt und wie ein Spuk
vorbeizieht*



SCHACH-ECKE

Schachclub Hoesch 32

H. Köhn auch Vereinsmeister 1957

Gleich auf Anhieb hat der Stadtmeister von 1956/57, Köhn, bei erstmaliger Teilnahme auch den Titel eines Vereinsmeisters errungen. Leider waren Wilmers und Verholen durch Studium bzw. Arbeit nicht vertreten; trotzdem war der Erfolg schwer erkämpft, denn die Altmeister Schriek und Bartsch mußten sich mit dem 3. und 4. Platz begnügen. In Gruppe 2 wurde Kalinowski Sieger mit 9 Punkten vor Neumann und Krieger. In der Gruppe 3, in der leider vier Spieler zurücktraten, war Ickerott mit 6½ Punkten erfolgreich.

Wanderpreis-Blitzturnier

Das mit Verspätung durchgeführte Wanderpreis-Blitzturnier brachte in diesem Jahr in der ersten Gruppe eine sehr starke Besetzung, bei der Köhn und Willners mit je 6 Punkten als Sieger hervorgingen, vor Schriek, 4 P., Verholen, 3½ P., Bartsch und Hering, je 3 P., Böhm, 1½ P., und Mischke, 1 Punkt. Den erforderlichen StICKkampf über drei Partien gewann Köhn mit 2:1 Punkten. Paul Graw holte sich in der Gruppe 2 den begehrten Wanderpreis mit 4½ Punkten vor Neumann und Sattler. Die Gruppe 3 war mit 11 Teilnehmern am Start. Hier konnte sich Werner Grawe mit 7½ Punkten durchsetzen.

Jubiläums-Preisturnier

Am 20. August begann das große Jubiläums-Preisturnier, welches in sechs Gruppen zu je acht Spielern zur Austragung gelangt. Auf den Ausgang dieses Turniers, das mit fast 50 Teilnehmern besetzt ist, darf man gespannt sein, zudem in der ersten Gruppe einige starke Spieler hinzugekommen sind. Nach der ersten Halbzeit führt in der ersten Gruppe Willners mit 3½ Punkten aus vier Partien vor Köhn, 3 Punkte, und Bartsch, 2 Punkte. In der Gruppe 2 steht A. Mischke gleichfalls mit 3½ Punkten Führung vor Grawe, 2½ Punkte, und Graw, 2 Punkte. In der Gruppe 3 liegt Fr. Schulz mit 4 Punkten klar in Führung vor Grawe, 2½ Punkte; und H. Winter und Teller führen mit je

3 Punkten die Gruppe 4 an, desgleichen Grünwald und Hudemann in der Gruppe 5. In der letzten Gruppe steht W. Beer mit vier gewonnenen Partien überraschend klar in Führung vor Krause. Die zweite Hälfte des Turniers kann aber in allen Gruppen noch Überraschungen im Spitzenstand ergeben.

Um den goldenen Turm

Der Schachclub „Turm“ Viersen (Ndrh.) veranstaltete zur Werbung des Schachspiels am 1. November ein Blitzturnier um den goldenen, silbernen und bronzenen Turm, an dem fast 50 Mannschaften aus Nordrhein-Westfalen beteiligt waren und an dem auch Schachclub Hoesch auf Einladung mit zwei Mannschaften teilnahm. In der Hauptgruppe konnte unsere 1. Mannschaft einen beachtlichen 4. Platz und die 2. Mannschaft nach ungeschlagener Vorentscheidung im Endkampf den 6. Platz belegen. Von besonderem Interesse für unsere 1. Mannschaft war die Begegnung gegen Herne in der starken Besetzung von Christoph, Rausch, Wittfeld und Matthäus. Wie im Jubiläums-Blitzturnier im Mai dieses Jahres, das vom Schachclub Hoesch in Dortmund durchgeführt wurde, in dem Herne eine Niederlage von 4:0 hinnehmen mußte, blieben unsere Spieler auch in diesem Kampf mit 3:1 siegreich. Es spielten in der 1. Mannschaft: Köhn, Willners, Schriek und Bartsch; in der 2. Mannschaft: Fischer, Janz, A. Mischke und Graw. Bei der Siegerehrung konnte Vorsitzender W. Beer aus der Hand des Herrn Oberbürgermeisters zwei Ehrenpreise entgegennehmen.

Schach-Ecke!

Schachaufgabe Nr.7 von Heinz Verholen (Schachklub Hoesch 32) WLZ 7. 1. 39
Weiß: Ka3, Tb4, d8, Le8, g7, Se5, Bc3
(7 Steine).

Schwarz: Kc5, Dg6, Sh8, Ba6, c7, f7
(6 Steine).

Matt in zwei Zügen!

In dem 21jährigen Bert Larsen, der auf Grund seiner Erfolge im Länderkampf in Moskau zum Großmeister ernannt wurde, besitzen die Dänen zweifellos ein überragendes Schachtalent, das zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Eine großartige Leistung vollbrachte er in einem Meisterturnier in Kopenhagen gegen den früheren Meister von Dänemark, Enevoldsen.

Weiß: Enevoldsen Schwarz: Larsen

1. d2—d4 Sg8—f6 2. c2—c4 e7—e6
3. Sb1—c3 Lf8—b4 4. e2—e3 c7—c5
5. Sg1—f3 d7—d5 6. Lf1—d3 0—0 7.
0—0 Sb8—c6 8. a2—a3 Lb4:c3 9. b2:c3
d5:c4 10. Ld3:c4 Dd8—c7 11. Dd1—e2.

Besser war die sofortige Entwicklung des weißen Damenläufers nach b2, da der Läufer c4 nicht unmittelbar bedroht wird. Diese unterlassene Läuferentwicklung spielt später eine entscheidende Rolle.

11... e6—e5 12. d4—d5 e5—e4! 13. e5:c6 Sf6—g4! Während die Partie bis zum 11. Zuge in normalen Bahnen verlaufen war, brennt es auf einmal lichterloh. Hier zeigt sich der Scharfblick des jungen Großmeisters in hellem Licht. Er nimmt sich keine Zeit zum sofortigen Schlagen des Springers auf f3, sondern geht sofort zu massivem Mattangriff über und erzwingt dabei eine Schwächung des weißen Königsflügels.

14. g2—g3 e4:f3 15. De2:f3 Sg4—e5
16. Df3—f4 Lc8—h3! Droht bereits matt durch 17... Dc6:.

17. Tf1—d1 ... Die einzige Möglichkeit; denn auf 17. cb:b7 Dc:b7 muß Weiß die Qualität geben, um das Matt zu decken, und nach 17. Te1 Dc6; 18. e4 Sc4: geht eine Figur verloren.

17... Ta8—d8! Verhindert die Entwicklung des Lc1, da sonst die Mattdrohung durch Dc6: wieder wirksam wird.

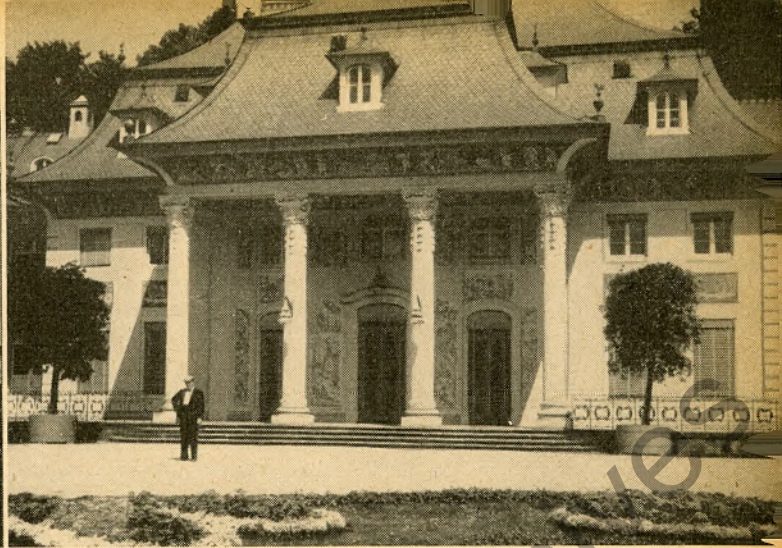
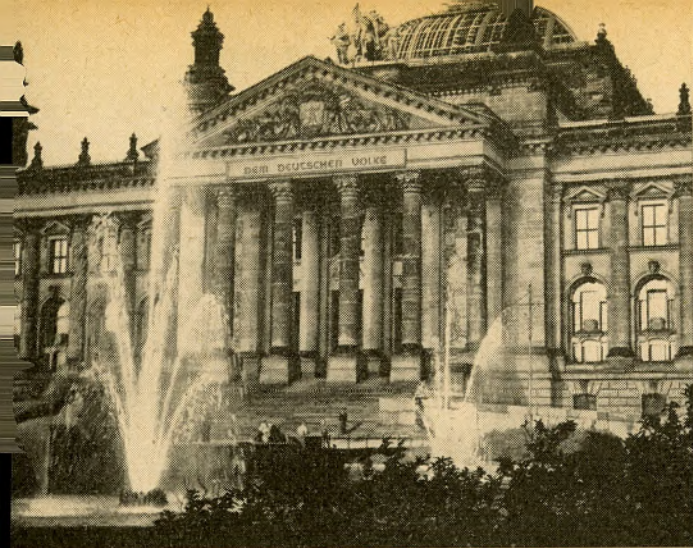
18. Td1:d8 Tf8:d8 19. Lc4—e2 Dc7:c6
20. f2—f3... Auch dieser Zug ist eine bittere Notwendigkeit, da 20. e3—e4 an dem hübschen Damenopfer 20... Dc6—b5!! scheitert. Auf 21. Lb5:? würde 21... Td8—d1 + nebst matt folgen und auf 21. c3—c4 Db5:c4! 22. Df4—e3 Td8—d1 + 23. Le2:d1 Dc4—f1 matt. Auf 22. Lc1—b2 Db5:c2 23. Df4: e5 De2—d1 + 24. Ta1:d1 setzt 24... Td8:d1 matt.

20... Se5—g6. Der einzige ungenaue Zug, der den Sieg beinahe gefährdet hätte. Zwingend gewann 20... Td8—e1 + 21. Le2:d1 Dc6—b5 22. c3—c4 Db5—a5! 23. Kg1—f2 Se5—d3 + und Schwarz gewinnt bei überlegener Stellung die Dame für Turm und Springer.

21. Df4—c4 Lh3—e6 22. Dc4—b5?... Nach 22. Df4—e4 Dc6:e4 23. fe4:Se5 24. Tb1! war die Partie nur schwer zu gewinnen.

22... Dc6:b5 23. Le2:b5 c5—c4! Dieser Zug zerstört die weißen Hoffnungen, da nun der schwarze Turm in das weiße Spiel eindringen kann.

24. e3—e4 Td8—d1 + 25. Kg1—f2 Sg6—e5 26. Kf2—e2 Td1—h1 27. Ke2—e3 Th1—e1 + 28. Ke3—d4 f7—f6 29. f3—f4 Te—d1 + und Weiß gab auf. Nach 30. Ke3 Sd3 + verliert Weiß eine Figur. Nach 30. Kc5 aber wird er auf folgende hübsche Weise matt: 30... b6 + 31. Kb4 Sd3 + 32. Ka4 Sc5 + 33. Kb4 a5 matt.



Oben: „Ich freue mich doch, daß ich den alten Reichstag selbst geknipst habe . . .“

Daneben: „Hier das königliche Lustschloß in Pillnitz an der Elbe. Wie sehr hatte mich diese verspielte Pracht entzückt“

Unten: „Als ich dieses Bild machte, wollte ich die Siegesgöttin in Anbetracht ihrer göttlichen Eigenschaft über den Wolken sehen . . .“



„Ich hab so Heimweh . . .“

Der Wind pfliff ums Haus, der Regen klapperte aufs Fensterblech, das letzte Licht des Tages wurde vom Nebel geschluckt. Alles war trostlos — das Wetter und meine Stimmung. Das Zimmer, in dem ich mich nie zu Hause fühlte, langweilte mich, und eine Abneigung gegen alles, was mich umgab, fühlte ich in mir aufsteigen. — Heimweh! Wie viele Menschen haben es in den vergangenen Jahren kennengelernt! — Um mich ein wenig abzulenken, griff ich nach meinem Fotoalbum, das schon an einigen Stellen die Spuren häufiger Benutzung zeigte. Mit dem Stück Heimat, das ich nun in Händen hielt, fiel auch die Unruhe und Bedrücktheit von mir; ich fühlte mich leichter, beinahe geborgen, obwohl die Traurigkeit blieb. Ich betrachtete mein altes Berlin, wie ich es als Schülerin mit dem Weihnachtsgeschenk von Papa, der Kamera, erlebt hatte, und gedachte der Schulausflüge, die unser Lehrer stets zu kulturhistorischem Anschauungsunterricht zu gestalten wußte. Die romantischen Winkel in der Altstadt — sie sind wohl jetzt gar nicht mehr zu finden; denn die Gegend am Nußbaum und um den Krögel ist ein riesiges Trümmerfeld, und dieses Berlin ist tot. Aber das Reichstagsgebäude von Walot steht noch — zwar nur als ausgebrannte Ruine, aber immerhin als die imposanteste Berlins. Hier, auf meinem Foto, habe ich es noch makellos. Mein Freund meinte damals, daß Postkarten von diesem Monument „des deutschen Volkes“ weit besser wären. Sicher hatte er recht, aber heute freue ich mich doch, daß ich den alten Reichstag selbst

geknipst habe; eine gekaufte Postkarte hätte ich sicher nicht ins Album geklebt. Und so würde mir heute ein Stück Erinnerung fehlen.

Da ist ja auch noch unsere gute, alte Siegestsäule. Sie steht auf meinem Bild noch vor dem Reichstag, so wie man sie 1873 hingesetzt hatte. Vor ihrer Verpflanzung nach dem „Großen Stern“ war sie „nur“ 67 Meter hoch. Als ich dieses Bild machte, wollte ich sie deshalb in Anbetracht ihrer göttlichen Eigenschaft über den Wolken sehen, und ich erinnere mich noch der Geduld, die ich aufbrachte, um eine solche Aufnahme zustande zu bringen. Die Berliner, immer zum Witz aufgelegt, sagten ja von der Viktoria, daß sie die anständigste Frau von Berlin wäre, weil sie kein Verhältnis hätte — in Anspielung auf ihre etwas zu gedrunghenen Proportionen.

Ich überblättere ein paar Seiten und finde einige Aufnahmen aus Sachsen, die ich gelegentlich einer Ferienreise mit der Schule gemacht hatte. Hier — das königliche Lustschloß in Pillnitz, einem kleinen Dorf an der Elbe. Wie sehr hatte mich diese verspielte Pracht im chinesischen Barock mit den fremdartigen Ornamenten, den hochgezogenen Dachrändern und den hübschen Leuchten am Eingang entzückt. Leider ist auf meinem Foto von den zierlichen Gartenanlagen, bunt und blumig, nicht viel zu erkennen . .

Meine Reise in die Vergangenheit ist zu Ende. Meine Stimmung hat sich inzwischen gehoben; ich klappe das Album zu und lege es auf seinen Platz zurück. Ich werde mir doch wieder eine Kamera anschaffen, sie ist ein Freund und ein Trost für Tage, an denen man nicht gern allein ist.

Von KAIRO nach WÊSET

I

„Harr — heiß!“ brummte Mohammed Abou-Zaid und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Sharia Rushdi Pasha“ gab er dem Taxifahrer als Ziel an, drückte den beiden wartenden Gepäckträgern ein Bakschisch (Trinkgeld) in die aufgehaltene Hände am Wagenfenster und warf sich mit einem Seufzer in das zerschlissene Polster des wild losknatternden Autos. „El gau gamiel — das Wetter ist schön“, lächelte der Fahrer, dem einfach unerklärlich war, wie ein Ägypter einen so angenehmen Novembertag als heiß empfinden und sogar schwitzen konnte. Woher auch sollte er wissen, daß Mohammed erst vor ein paar Stunden vom Flugplatz Düsseldorf gestartet und eben vom Kairiner Flugplatz mit einem Omnibus der Fluggesellschaft in der City der ägyptischen Metropole eingetroffen war. Abou-Zaid trug europäische warme Kleidung, wie sie für einen naßkalten Novembertag in Deutschland genau richtig ist, und in Kairo herrschte schönstes Sommerwetter: 25 Grad im Schatten. An den modernen Hochhäusern der 2-Millionen-Stadt blinkten die ersten Lichtreklamen auf. Ein tosendes Gehupe und Geklingel, Motorenlärm, Bremsenquietschen, Schallplattenmusik und das Geschrei der Händler und Zeitungsverkäufer erfüllten die trocken-heiße Luft dieser so lebhaften, so bewegten, so bunten Zentrale des Vorderen Orients, während weit im Westen die große, blutrote Sonne im blaubraunen Dunst und Staub der Wüste hinter den Pyramiden von Gizeh versank.

„Eiwa — Ja!“ nickte der Hausdiener in seiner an biblische Zeiten erinnernden verschlissenen hellblauen Galabiah, einem einfachen, weiten, bis zu den Knöcheln reichenden Gewand, als Abou-Zaid sich nach George Aziz erkundigte. „Ist er schon aus Amerika zurück?“ „Er ist oben!“ Mohammed sprang in den geöffneten Fahrstuhl. George Aziz begrüßte seinen Freund mit weltmännischer Eleganz, ließ den obligatorischen achwa (Kaffee) in einer Mokkatasse kommen, ein starkes, kräftig gezuckertes Getränk, ein wahrer Trumpf des Orients, dazu ein großes Glas kaltes Wasser, und lud seinen

Gast mit einer schwungvollen Geste ein, Platz zu nehmen. Bald waren die beiden Journalisten in der Redaktion des „Al Achram“ („Die Pyramiden“), der bedeutendsten und angesehensten Zeitung Ägyptens, vielleicht der ganzen arabischen Welt, in ein politisches Gespräch verwickelt, wofür Ägypten und sein Staatsoberhaupt Gamal Abdel Nasser in den letzten Jahren laufend mehr als genügend Stoff geliefert haben — ganz abgesehen von der übrigen Welt.

„Ich glaube, daß ich in Amerika während meiner dreimonatigen Reise doch einiges tun konnte für eine

gerechte Beurteilung
unserer Probleme.

Leider ist der Exkönig Faruk drüben — wie wohl auch sonst in der Welt — viel bekannter als die Sorgen, die unser Land hat. Man wundert sich, daß in dem alten Kulturland Ägypten noch nicht einmal alle Kinder zur Schule gehen können. Es ist noch gar nicht lange her, erzählte ich

den amerikanischen Kollegen, da konnten von 100 Ägyptern nur 9 lesen und schreiben. Wir brauchen 10 000 Volksschulen, 6000 sind in Betrieb, jährlich bauen wir 400. Als Faruk abdankte, 1952, zählte ganz Ägypten in den Volksschulen nur 260 000 Schüler und 78 000 Schülerinnen. Heute sind es 1,5 Millionen. So erhält jetzt wenigstens schon jedes zweite Kind vom 6. bis 12. Lebensjahr eine Grundausbildung. Das aber kostet nicht nur immenses Geld — und Ägypten ist arm —, wir müssen auch die Lehrer für die neuen Schulen ausbilden, wir müssen die Schulen einrichten und unterhalten. Immerhin können jetzt schon 30 von 100 Ägyptern lesen und schreiben. Es ist ja jahrhundertlang nichts für die Bildung der Bevölkerung getan worden...

„Dabei ist das Erziehungswesen nur eines der vielen Sorgenkinder des ägyptischen Staates“, bemerkte Abou-Zaid. Ein griechischer Setzer der Rotationsdruckerei des „Al Achram“ trat ein — es leben viele Griechen in Alexandria und Kairo und auch eine Menge Italiener — und überreichte Aziz einen Probeabzug seines für den nächsten Tag vorgesehenen Leitartikels über „Die ägyptische Industrie“. Unsere Bevölkerung wächst ständig, schrieb da der bekannte ägyptische Journalist, viel schneller, als die Verbreiterung unserer Ernährungsbasis erfolgen kann. Von den rund 1 Million Quadratkilometern ägyptischen Bodens sind 97 Prozent unfruchtbare Wüste. Zwar haben wir in der „Befreiungsprovinz“ südlich des großen Nildeltas seit 1952 nicht nur durch zusätzliche Bewässerung Neuland gewonnen, sondern hier auch schon beachtliche Ernteerträge erreicht, aber das ändert im Prinzip nichts an der Tatsache, daß die jetzt 23 Millionen Ägypter auf dem schmalen Grünstreifen links und rechts des Nils ohne viel größere Projekte, wie z. B. der Assuan-Damm, auf die Dauer kaum leben und satt werden können.



Die weitere Industrialisierung Ägyptens,

das noch zu 80 Prozent von der Landwirtschaft lebt, ist eine dringende Notwendigkeit. Unsere Textilindustrie im Raume Mahalla el Kobra in Unterägypten mit ihren 38 Fabriken floriert auf der Grundlage der hervorragenden Qualität der in der ganzen Welt geschätzten langfaserigen ägyptischen Baumwolle. Ein Drittel unserer Ernte wird bereits im Lande weiterverarbeitet. Unsere Ölindustrie am Suezkanal mit ihren jetzt drei großen Raffinerien deckt schon zwei Drittel unseres Bedarfs. Unsere Mineralindustrie aber liegt noch weit zurück. Vor der Errichtung des ersten größeren Stahlwerkes seit 1954 in Helwan durch eine deutsche Firma stellten überhaupt nur drei kleinere Fabriken Stahlprodukte in Ägypten her — gegenüber allein elf Tabakfabriken und weit über 500 Betrieben zur Verarbeitung von Obst-, Pflanzen- und Milchprodukten. Und das in einem Lande, unter dessen Wüstensand wahre Schätze auf intensiveren Abbau warten. Ich erwähne nur Eisen und Mangan, Phosphat und Wolfram, Asbest und Blei, Schwefel und Kupfer, Magnesit und Zinn, Gold und Silber, Smaragde und Türkise, Jaspis und Granat, Porphyrt, Marmor und Alabaster. Ein weiteres typisches Beispiel ist unsere Lederindustrie. Der Export von Lederwaren steigt dauernd. Aber alle 72 Fabriken dieser Branche zusammen beschäftigen nur — 3000 Arbeiter, während über 9000 kleine Einzelunternehmer in ihren über das ganze Land verstreuten, oft kümmerlichen Werkstätten 23 000 Arbeitskräfte beschäftigen, also 2½ Arbeitskräfte je „Betrieb“! Man fertigt bei uns noch Schuhe nach den primitivsten Methoden. Unsere Industrie braucht

Kapital

und moderne Maschinen,

wir müssen rationeller produzieren und gleichzeitig die Qualität steigern. Ähnlich ist es mit der Papierindustrie oder der Düngemittelindustrie. Deshalb erließ die Regierung jetzt Gesetze, die ausländisches Kapital zur Investierung in Ägypten unter günstigen Bedingungen ermutigen sollen. Unsere Filmindustrie, heute bereits ein wichtiger Zweig unserer Wirtschaft neben Baumwolle, Flachs und Fremdenverkehr, mit ihrem Export bis nach Amerika und Ostasien gibt hier ein gewisses Beispiel. Sie beschäftigt allein 10 000 Menschen...

George Aziz reichte dem Setzer den Probedruck zurück und sah auf die Uhr. „Sie werden müde sein von der Reise“, sagte er zu Mohammed Abou-Zaid, „und ich habe einen Sonderauftrag für Sie, der morgen schon beginnen soll. Ein deutscher Zeitungsmann, ein guter Freund von mir, möchte das Tal der Könige kennenlernen. Wollen Sie ihn begleiten? Es paßt sich gut, daß übermorgen der Raddampfer ‚Sudan‘ zu einer Sonder-



Englische Bomben fallen auf den Flugplatz von Kairo während der Suez-Krise Anfang November 1956 (Aufnahme von einem Hochhaus in der Innenstadt)

fahrt nach Luxor startet. Und da Sie sich stets so besonders für die Hebung unseres in den letzten Jahren durch die politischen Spannungen so zurückgegangenen Fremdenverkehrs eingesetzt haben, ist das für Sie sicher eine dankbare Aufgabe.“

II

Mohammed Abou-Zaid und Axel Berg mußten kräftig lachen, als sie feststellten, daß sie mit derselben Maschine von Düsseldorf nach Kairo geflogen waren. „Warum geben die Fluggesellschaften eigentlich nicht die Liste der Passagiere bekannt — wir wären längst gute Bekannte!“

Sie besuchten zusammen die großen Museen in Kairo, die noch ganz mittelalterlich-orientalische Altstadt, in der sich Geschäft und Familienleben fast ausschließlich auf der Straße abspielen, die berühmte Mohammed-Ali-Moschee, das Wahrzeichen Kairos (von den schlanken Minaretten erinnern, allerdings keine Gebetsrufer mehr an die heiligen Gebote des Korans, das besorgen heute Schallplatten und Lautsprecher), die Festung (Zitadelle) am Rande der Mokattamberge, die älteste und bedeutendste islamische Universität Al Azhar (seit 988), den neuen Fernsehsender und am Rande

Moderne Hochhäuser haben der Innenstadt von Kairo in den letzten Jahren ein neues Gesicht gegeben



der Stadt und der Wüste die Sphinx und die Pyramiden von Gizeh, vor 4600 Jahren als Gräber für die Gottkönige der alten Ägypter erbaut. Der wie alle Ägypter mit einem sonnigen Gemüt ausgestattete, immer aufmerksame, immer fröhliche Abou-Zaid sprudelte seine Erklärungen wie ein Wasserfall. Zeugen aus vielen Jahrtausenden sind im Weichbild Kairos versammelt. „Die Stadt selbst dagegen ist noch jung für ägyptische Verhältnisse“, sagte Mohammed, „sie ist noch nicht einmal ganz tausend Jahre alt. Nicht weit von hier aber lag die alt-ägyptische Metropole, die die Griechen Memphis nannten. Sie ist untergegangen. Kaum eine Spur dieser einstigen Weltstadt ist noch zu finden...“

Als am nächsten Morgen der griechische Kapitän dem griechischen Maschinisten des Nildampfers „Sudan“ das Zeichen zum Start gab und die sudanesischen Matrosen die Taue lösten, strich eine leichte Brise über den Strom. Die Sonne stand noch niedrig über den Mokattambergen, als das Frühstück serviert wurde. „Ich habe noch eine Frage zur Gegenwart, ehe wir nilaufwärts in die Vergangenheit reisen“, sagte Axel Berg. Der Ägypter unterbrach ihn: „Ich weiß, ich habe schon darauf gewartet:

die Frauen.

Europäer und Amerikaner stellen fast immer diese Frage.“ „Man erzählte mir“, erwiderte Berg, „daß es zu einem ernst-

haften Protest gekommen sei, als jetzt einige weibliche Angestellte von der ägyptischen Staatsbank engagiert wurden.“ Abou-Zaid zog die Stirn in Falten: „Kein glückliches Beispiel, aber immerhin, die Damen arbeiten in der Bank Misr.“

„Mir ist auch aufgefallen“, fuhr der deutsche Journalist fort, „daß man in Kairo viel mehr Männer als Frauen sieht, sie kaufen ein, sie erledigen alle Gänge, die bei uns die Frauen machen.“ Jetzt hellte sich Mohammeds Gesicht auf: „Finden Sie das schlecht? Ich weiß noch mehr, was Sie vorbringen könnten. In unseren Restaurants und Cafés sitzen selbst am Nachmittag fast nur Männer. Selten sehen Sie da eine junge Dame — und dann ist es oft genug eine Ausländerin, ältere Ägypterinnen überhaupt nicht. Aber wissen Sie, wir Ägypter sehen diese Frage mit anderen Augen. Wir sehen diese Vertreterinnen der jüngeren Generation, die schon in neuen Verhältnissen leben, und wir wissen, daß ihnen die übrigen Frauen bald folgen werden. Der Schleier ist heute schon fast verschwunden. Zu Beginn unseres Jahrhunderts bereits entdeckte Mohammed Abdu bei Studien über den Islam und den Koran, daß manche Teile dieser unserer Heiligen Schrift nicht richtig ausgelegt worden waren. In den frühen Tagen des Islams vor 1300 Jahren trugen die Frauen keinen Schleier. Er ist über Byzanz zu uns gekommen und galt als Zeichen der Ehrbarkeit. Und schon 1833

wurde die erste Frauenschule für Kinderpflege, 1873 die erste Volksschule für Mädchen, 1920 die erste Mittelschule geöffnet, und seit 1927 nehmen auch unsere jetzt vier Universitäten Studentinnen auf. Übrigens hat die ägyptische Schriftstellerin Behesat El Badia schon 1910 als Muslim-Frau Vorlesungen an der Universität Kairo gehalten. Seit der Gründung der „Ägyptischen Frauenunion“ 1923 durch Huda Charawi Pasha dringen die Frauen immer mehr vor. Die Charawi legte freiwillig den Schleier ab und gab damit der modernen ägyptischen Frauenwelt das Zeichen. Die Zahl der Schülerinnen und Studentinnen nimmt ständig zu. Wir schätzen, daß 1964 die Parität beider Geschlechter im Erziehungswesen erreicht ist.“

„Und die Mehrehe?“

„Auch dazu will ich Ihnen etwas sagen“, nickte Abou-Zaid freundlich. „Ich habe manchmal den Eindruck, man beschäftigt sich bei Ihnen viel mehr mit diesem Problem als bei uns. Wie viele phantastische Romane sind über den Harem geschrieben worden, den es übrigens in Ägypten nie gegeben hat. Nach dem Koran darf der Mohammedaner vier Frauen haben. Das geht auf den außerordentlichen Männermangel in der Frühzeit des Islams zurück. Aber der Koran bestimmt auch, daß keine Ehefrau der anderen vorgezogen werden darf. Sie werden mir zugeben, daß das gar nicht so einfach ist. Und wie sieht es praktisch mit der sogenannten Vielweiberei aus? Nicht einmal drei Prozent der ägyptischen Männer haben noch zwei Frauen. Nebenbei: Mehrehen findet man fast nur noch bei den unteren Schichten und auf dem Dorf, wo die Frau als Arbeitskraft gilt. Und nur zwei von zehntausend Männern in Ägypten haben noch vier Frauen!“ „Und wie ist es mit der Scheidung?“ fragte Berg. „Das ist ein viel ernsteres Problem als die Mehrehe. Es ist wahr, daß ein Mann sich noch in jüngster Vergangenheit ohne Schwierigkeiten selber von seinen Frauen scheiden konnte. Er brauchte sie nur dreimal in Gegenwart von zwei Zeugen aufzufordern, sein Haus zu verlassen, dann mußte sie gehen. Die Frau hingegen konnte sich nicht scheiden lassen. Der Koran aber bezeichnet die Scheidung als die sündigste aller Übertretungen, verlangt eine ausgleichende Vermittlung der Verwandten und bei Erfolglosigkeit eine Buße. Jener Teil der Mitgift, der schon für den Fall der Scheidung bei der Eheschließung zurückgelegt wurde, wird nun der Frau ausgehändigt, und der Mann muß in allen Fällen mindestens für ein Jahr Alimente zahlen. Nun aber hat die ägyptische Regierung die Ehescheidung unter die Zuständigkeit der Zivilgerichte gestellt — und die Scheidungsziffern werden weiter sinken.“ Axel Berg dachte in diesem Augenblick



Nur schmal ist oft der fruchtbare, bewässerte Grünstreifen an den Ufern des Nils. Ohne Übergang schließt sich die unendliche, leblose Wüste an

an die Sure „Die Frauen“ im Koran, deren 34. Vers lautet: „Die Männer stehen höher als die Frauen auf Grund des Vorzuges, den Gott den einen gegenüber den anderen gegeben hat.“ Selbst in den Straßenbahnen des 20. Jahrhunderts in Kairo hat es noch besondere Abteile für die Frauen gegeben.

Die Frau war Privateigentum des Mannes,

ausgeschlossen von der Öffentlichkeit. Aber sie war keine Sklavin. Im Kreise der Familie war sie stets hochgeachtet, besonders von den Kindern. Und das, was 13 Jahrhunderte lang religiöses Gesetz und Sitte war, kann man freilich nicht in wenigen Jahren einfach „gesetzlich abschaffen“.

Draußen wechselte die eigenartige Nil-landschaft von Stunde zu Stunde. Arbeitende Kleinbauern, Fellachen, das älteste Bauernvolk der Erde, standen mit ihren Frauen und Kindern an den weiten, flachen Ufern vor ihren armseligen Hütten aus getrocknetem Nilschlamm und winkten freundlich. So haben sie seit Jahrtausenden von der harten Landarbeit aufgeblüht, sind an die Ufer des Stromes geeilt, wenn ein großes Schiff vorbeikam. Der Nil ist nach dem Mississippi der zweitgrößte Strom der Erde. Über 6670 Kilometer zieht er, Leben und Segen spendend, durch den halben afrikanischen Kontinent, vom Victoria-See südlich des Äquators durch die weiten Steppen des Sudans, die Nubische Wüste, Ober- und Unterägypten bis zum Mittelmeer, in das er sich in einem riesigen, fruchtbaren Delta ergießt. Der zweite Quellarm, der Blaue Nil, bringt die reichen Regenwasser und den wertvollen Nilschlamm aus dem Hochgebirge Äthiopiens mit, den dann die jährlichen Überschwemmungen auf die Felder des Niltals tragen. Bereits aus dem 4. Jahrtausend vor Christi ist uns verbürgt, daß die Nilhöhe ständig gemessen wurde. Durch die Wasserstandsmeldungen wußte man schon Monate voraus, ob ein Jahr des Hungers oder eine reiche Ernte bevorstand. Im Juli, August und September überflutet der gewaltig angeschwollene Strom die Ufer. Noch in Kairo, tief in Unterägypten, beträgt der Unterschied zwischen dem niedrigsten und dem höchsten Wasserstand 8 Meter!

Eine Woche dauert die Dampferfahrt von Kairo bis Luxor in Oberägypten. Zuckerrohrfelder dehnen sich an seinen Ufern, Palmenhaine, Gemüsegärten. Hin und wann braust der Nil-Expresß vorbei.



Nicht viel anders als schon vor Jahrtausenden lassen sich die Nilbarken vom fast ständigen Nordwind mit ihren zerschlissenen, buntgeflickten Segeln stromauf und von der natürlichen Strömung wieder stromab treiben

Kamelreiter und Eseltreiber ziehen die Uferstraße entlang. Große Brücken und Schleusen passiert das Schiff. Zuweilen dringen auch Wüste und Felsengebirge bis an die Ufer des Flusses vor, dann wieder breitet und weitet sich der Strom auf über 2 km aus. An flachen Stellen steht ein Lotse am Bug, laufend den Wasserstand messend, damit das Schiff nicht aufläuft.

Mohammed Abou-Zaid und Axel Berg lagen in diesen stillen Tagen oft in bequemen Liegestühlen in der angenehmen ägyptischen Wintersonne, und Mohammed erzählte von morgens bis abends, wie im Märchen von Tausendundeiner Nacht. „Wir kennen jetzt etwa die Geschichte unseres Landes in den letzten 5000 Jahren. Wie viele Jahrtausende oder Jahrzehntausende davor schon Menschen am Nil gelebt haben, weiß man noch nicht.“

Die Geschichte

des alten ägyptischen Reiches

teilt man in Herrscherperioden ein, in Dynastien, wie Sie in Ihrer Heimat die Dynastien der Staufer, der Welfen oder der Hohenzollern hatten. Die erste Dynastie begann nach ägyptischer Überlieferung mit dem Pharao Menes, der vor rund 5000 Jahren die Stadt Memphis in der Nähe des jetzigen Kairo

gegründet haben soll. Das eigentliche „Alte Reich“ begann 2778 v. Chr. mit der 3. Dynastie, mit dem Pharao Djoser, der sich die erste und älteste Pyramide bauen ließ. 2133 v. Chr. begann dann das sogenannte „Mittlere Reich“, dem sich mit der 18. Dynastie ab 1580 v. Chr. das „Neue Reich“, die Weltmachtzeit der alten Ägypter, anschloß. In diese Zeit führt unsere Reise nach Luxor, das von den Griechen damals Theben und von den Ägyptern Waset genannt wurde. In der Bibel hat die Stadt den Namen No. 1085 v. Chr. zerfällt dieses Reich. Libyer bestiegen den Pharaonthron, dann Perser, Griechen und Römer (30 v. Chr.). Mit ihnen endet die rund 3000jährige Geschichte der Pharaonen-Zeit. Die römische Herrschaft wird 395 n. Chr. von der byzantinischen abgelöst, und seit 640 n. Chr. steht Ägypten unter arabischer Herrschaft. Die Araber brachten nicht nur ihre Sprache und Schrift, sondern vor allem ihre Religion, den Islam, mit. Nur eine Minderheit gehört noch der urchristlichen, der koptischen Religion an.“

III

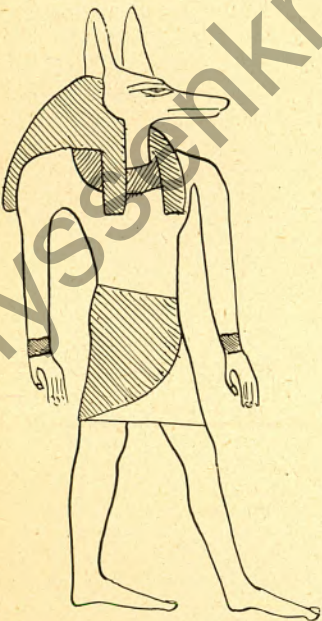
Vorbei geht die Fahrt an König Djosers Stufenpyramide, dem ältesten Steinbau der Menschheit, am Gräberfeld von Sak-kâra, einem arabischen Dorf auf dem uralten Boden von Memphis, mit den





Sonnenuntergang am Nil, dem zweitlängsten Strom der Erde, an dem vielleicht schon seit 20 000 Jahren Menschen wohnen

Mastabas (Grabhäusern) der hohen Würdenträger des Alten Reiches, vorbei an den unterirdischen Galerien schwarzer Granitsarkophage, in denen einst die als Götter verehrten Stiere Apis nach sorgfältiger Einbalsamierung mit großen Trauerfeierlichkeiten beigesetzt wurden. Die Pyramiden von Lischt tauchen auf, abseits liegt die einst berühmte Oase



Faijûm, in der die Pharaone vor vier Jahrtausenden ihr Hoflager aufschlugen. Nur Ruinen kündeten noch von der alten Stadt Khmunu und von der einstigen Gottesstadt

Achet-Aton,

die der Ketzerkönig und Stifter der Sonnenreligion Echn-Aton gründete, dessen Frau die Königin Nofretete, dessen Sohn Tut-anch-Amon war. Neben den Tempelbauten der uralten ägyptischen Stadt Abydos liegen die Gräber des mächtigen Gottes der Unterwelt Osiris und der ersten Pharaonen. In einer Nilschleife erhebt sich der berühmte Tempel der Liebesgöttin Hathor, und kurz vor der Ankunft in Luxor passiert die „Sudan“ die gewaltige Tempelstadt des alt-ägyptischen Reichsgottes Amon Rê, in der die bedeutendsten religiösen Zeremonien der Blütezeit des Pharaonenreiches stattgefunden haben. Gewaltige Säulen erheben sich in den blauen Himmel, 14 Meter hohe Sitzbilder des Gottkönigs Ramses II. kündeten noch von dem Glanz dieses 260 Meter langen Heiligtums, das doch nur einen kleinen Teil der großen, einst zusammenhängenden Tempelstadt bildete, zu dessen Zentrum von hier eine nur noch in Resten erhaltene breite Sphinxallee führte. Hinter gewaltigen, 43 Meter hohen Pylonen (Tempeltoren) erhob sich hier einst der Amentempel, eines der sieben Weltwunder des Altertums. 134 Säulen, die stärk-

sten im Mittelschiff des Tempels 24 Meter hoch und $3\frac{1}{2}$ Meter dick (Durchmesser), bildeten einen 102 Meter langen und 53 Meter breiten Säulensaal, dessen Grundfläche der des Kölner Domes entsprach. Davor und dahinter erhoben sich viele weitere Tempel und Pylone, Obelisk, Kapellen und Statuen, zu deren Füßen der Heilige See lag. Ungeheuerlich ist die Wirkung noch der Ruinen auf den heutigen Besucher. Wer seiner Phantasie freien Lauf läßt, mag sich vorstellen, wie einst die Gottkönige, die Pharaonen, auf den reichgeschmückten Götterbarken über den Nil setzten und, angeführt von den Amonpriestern, begleitet von den höchsten Würdenträgern des Reiches, in einer riesigen Sänfte durch die Säulenhallen der Tempel getragen wurden bis hin zum Allerheiligsten der Götter, mit denen sich die Pharaone nach damaligem Glauben nach ihrem Tode vereinten...

„In scha-alla!“ („Wie Gott will — das macht nichts!“) tröstete Abou-Zaid seinen deutschen Freund, als beide am nächsten Morgen am Nilufer von Luxor von eifrigen Dragomanen (Fremdenführern) und gewinnsüchtigen Straßenhändlern, Gepäckträgern und Taxifahrern umringt und aufdringlich angesprochen wurden. „Kaufen Sie nichts! Was Ihnen hier als kostbare Antiquität angeboten wird, ist billiger Trödel.“ Axel Berg folgte dem Rat, aber es dauerte lange, bis der zähe feilschende Schwarm resignierte.

Da breitete der Ägypter feierlich beide Arme aus, wies in alle vier Himmelsrichtungen und verkündete: „Hier erhoben sich einst die Paläste der hunderttorigen Metropolen Wëset, die die Griechen Theben nannten, in der 1500 v. Chr. eine Million Menschen lebten. Diese Stadt war einst Mittelpunkt eines Reiches, das — viel, viel größer als das heutige Ägypten — vom oberen Euphrat bis tief in den Sudan reichte. Auf dem jenseitigen Westufer des Nils erhob sich die Nekropolis von Theben, die Totenstadt voller Tempel der mächtigsten Herrscher Tutmosis, Amenophis, Ramses, Sethos — und wie sie alle hießen. In dem Wüstengebirge, das drüben das Niltal gegen die unendliche Libysche Wüste abschließt, liegt das biban el muluk, wie die heute arabisch sprechenden Ägypter sagen,

das Tal der Könige.

Wenig ist übriggeblieben von der einstigen Pracht. Einsam erheben sich die beiden je aus einem einzigen Felsstück gemeißelten, einst 21 Meter hohen Statuen des Pharaonen Amenophis III., die sogenannten Memnonskolosse, die Ruinen des Ramesseums, des Totentempels Ramses II., der 66 Jahre lang regierte. Die 17 Meter hohe Statue des Herrschers liegt zerbrochen im Tempelhof, allein der Zeigefinger dieser Riesenfigur ist einen Meter lang.“

Als die beiden später das Niltal durchquerten und auf eine Steilwand des Felsengebirges zusteuerten, vor der sich der vielleicht schönste Tempelbau auf ägyptischem Boden, der Totentempel der Königin Hatschepsut, erhebt, hielt Abou-Zaid wiederum einen Augenblick inne. „Die Königin Hatschepsut ist die erste berühmt gewordene Frau in der Geschichte der Menschheit, die einen Königs-thron bestieg und ein großes Reich viele Jahre lang friedlich regierte. Sie war die Tochter des streitbaren Pharaonen Tutmosis I., der 16 Kriege führte. Obgleich im Reiche der alten Ägypter Mann und Frau gleichgestellt waren, erschien die Besteigung des Götterthrones durch eine Frau damals als eine solche Ungeheuerlichkeit, daß es zu starken politischen Spannungen kam. Auf einer Wand dieses Tempels ist die Geburt der Königin dargestellt. Aber für den Künstler war es einfach unmöglich, sich von der Überlieferung zu trennen, und so stellte er das Neugeborene als einen — Knaben dar.“ Der anmutige Tempel war in drei Terrassen angelegt. Eine Sphinxallee führte zu ihm hin. An den Wänden der Pfeilerhallen berichteten Bilderfolgen aus der Regierungszeit der Hatschepsut, die teilweise noch heute gut erhalten sind. So ist eine Expedition der ägyptischen Flotte dargestellt, die die Königin auf einen Orakelspruch des Reichsgottes Amon hin nach dem reichen Lande Punt ausgesandt hatte (Küste von Somaliland), das damals „am Ende der Welt“ lag. Überall aber ist der Kopf, oft die ganze Gestalt der Königin an den Wänden zer-

stört — das Werk ihres Halbbruders, Ehemannes, Rivalen und Nachfolgers Tutmosis III., mit dem die Königin ständig in Thronstreitigkeiten lag und der die Erinnerung an diese Frau für immer auslöschen wollte.

IV

Erbarmungslos brütet die Sonne, heiß und trocken ist die Luft. Hoch hinauf in das steile, steinige Felsengebirge führt der Pfad zum Tal der Könige. Tief unten liegt nun der Tempel der Hatschepsut. Deutlich sieht man von hier aus den breiten Silberstreifen des Nils, der durch das nur wenige Kilometer breite Fruchmland zieht. Im Westen türmen sich die rostbraunen, toten Berge zuhauf. Dann führt der uralte Weg wieder hinab in eine leblose, öde Schlucht: das Tal der Könige. Nichts regt sich, nichts bewegt sich, ein wahrhaftes Tal des Todes, das Tor zu einer anderen Welt, für die alten Ägypter der Übergang zur Unterwelt der Götter, zum Jenseits. Hoch thronend erhebt sich über der Schlucht das Felsenmassiv des El Qorn wie eine riesige Pyramide — als wollte die Natur selbst den besonderen Schutz dieses Tales übernehmen. Hier übergaben die Amonpriester die toten Pharaonen den Göttern zu neuem Leben „im Westen“, wie man sagte, nachdem sie die Abgeschiedenen mit allem ausgerüstet hatten, was dazu nötig schien: Kleidung und Gerät, Nahrung und Waffen, Gebetstexte, Wagen und Barken, ja selbst unterhaltende lustige Geschichten, damit ihnen die Zeit „drüben“ nicht lang werde. 64 einst zugemauerte und versiegelte Felsenpaläste sind hier dicht beieinander gefunden worden.

„Die Trauerfeierlichkeiten und die Totenklage beim Ableben eines Pharaonen zogen sich über viele Wochen hin“, erklärte Abou-Zaid, während sie ins Tal hinabstiegen. „Im ganzen Nillande hörte und sah man das Wehklagen. Die Weiber schlugen sich die Brüste, die Männer beschmierten sich Gesicht und Haupthaar mit Sand und Schlamm. Inzwischen begann die langwierige Prozedur der Einbalsamierung. Die Eingeweide wurden entfernt, um die Verwesung des Körpers zu verhindern. Dann ließ man die Leiche an der heißen Luft austrocknen. Nach den damaligen religiösen Vorstellungen mußte auch der Körper des Toten unversehrt sein, wenn der Verstorbene „im Westen“ zu neuem Leben kommen sollte.“ Axel Berg schüttelte den Kopf. „Merkwürdig“, sagte er, „und wie hat man sich die Wiedererweckung vorgestellt?“ „Darüber sind wir durch Zeichnungen an Grabwänden unterrichtet. Das Ritual der ‚Mundöffnung‘ gab dem Toten die Fähigkeit zurück, zu atmen, Nahrung aufzunehmen, zu sprechen, zu leben.“

„Und glaubten die Alten wirklich daran? Viele Gräber waren doch schon zur Zeit der Pharaonen von Grabräubern erbrochen worden. Man konnte doch sehen, daß die Könige noch immer in ihren Sarkophagen ruhten, Jahre, ja selbst Jahrhunderte nach der Beisetzung?“

Abou-Zaid ging nicht auf Bergs Frage ein. „Wenn die Zeit gekommen war“, fuhr er fort, „wurde der tote Pharaon mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Über seinen Kopf stülpte man eine metallene Maske, oft aus purem Gold. Inzwischen war ein großer Sarkophag fertiggestellt und in das Grab geschafft worden. An ihrem Totenhouse, seien es nun die

Auch die Stadt Minja mit ihren heute 47 000 Einwohnern (250 km südlich von Kairo) zeigt ein modernes Gesicht. Der Nil ist hier etwa 1 km breit





Fellachendorf am Nilufer

Pyramiden oder später diese Felsenpaläste, ließen die Pharaonen vom ersten Tage ihrer Regierung an arbeiten. So wurden ihre Gräber um so größer und schöner, je länger sie regierten. Auf einer kostbaren Bahre wurde der mumifizierte tote König zum Nil getragen und von einer der vergoldeten Götterbarken aufgenommen. Mit großem Pomp und begleitet von vielen Schiffen trat der ‚Verewigte‘ seine letzte Nilfahrt an. An den Ufern des Stromes standen die wehklagenden Ägypter. Es folgten die ausgedehnten Trauerfeierlichkeiten in der Tempelstadt am Ostufer des Nils. In diesen gewal-

tigen Säulenhallen erreichten die genau vorgeschriebenen Zeremonien in Anwesenheit der höchsten Würdenträger ihren Höhepunkt. Anschließend wurde die Mumie über den Nil in den Totentempel gebracht, den jeder Pharao eigens für sich errichten ließ, so daß in den großen Jahrhunderten Wäsets eine ausgedehnte Stadt der Totentempel am Westufer des Nils entstanden war. Wir haben sie von hin von den Memnonskolossen bis zum Totentempel der Hatschepsut durchwandert. Dann erst wurde der Gottkönig in feierlichem Zuge zu seinem Felsengrab in diesem Tale getragen. Voran zogen wahrscheinlich die Priester und die Krieger, seine Leibwache, die eigens bestellten Klageweiber, dann seine Diener, die die großen Truhen mit Schmuck und Gerät, Gebrauchsgegenständen und Nahrung aller Art schleppten. Am Eingang des Grabes wurde die Mumie zum letzten Male aufgerichtet. Totenpriester nahmen den Ritus der Reinigung durch einen symbolischen Wasserguß vor und vollzogen die Zeremonie der ‚Mundöffnung‘. Klageweiber streichelten die Füße der Mumie, zerkratzten sich als Zeichen ihrer Untröstlichkeit die Brüste und streuten sich Erde aufs Haupt.“

Durch den heute von Grabwärtern der Regierung geschützten Eingang gelangten die beiden über eine Holzterasse in den

Felsenpalast des berühmten Pharaos Sethos I.

Gleich im ersten der riesigen rechteckigen Schächte, einem saalgroßen langen Korridor, stand Axel Berg gebannt vor der Pracht und frischen, kräftigen Farbigeit der meisterhaften Reliefs, mit denen alle Wände geschmückt sind. Da ist der Pharao vor dem falckenköpfigen Sonnengott Harachte mit unendlicher Liebe und Geduld aus der hellen Felsenwand herausgemeißelt. Lange Hieroglyphentexte lobpreisen den höchsten Gott Ägyptens, Amon Rê, und an der acht Meter hohen Decke schweben heilige Geier mit ausgebreiteten Flügeln. So geht es weiter, Raum für Raum, Saal für Saal in dem etwa 100 Meter langen unterirdischen Felsenpalast. Da sind in Hieroglyphen die Gebete aus dem uralten „Buch von dem, was in der Unterwelt ist“, verzeichnet, da fährt das prächtige Boot des Sonnengottes durch die Unterwelt, von sieben Göttern und sieben Göttinnen gezogen. Der hundeköpfige Schutzgott der Toten, Anubis, tritt auf. Immer wieder sieht man den Pharao im Kreise der Götter — ein ägyptischer Olymp! In der Mitte dieses weiträumigen Totenhauses liegt ein großer, von vier Pfeilern gestützter Raum. Bewundernd steht der Besucher vor den Wandmalereien, die

Der „Luxor-Tempel“, der vom Pharao Amenophis III. errichtet und dem Reichsgott Amon, seiner Frau, der Göttin Mut, und deren Sohn, dem Mondgott Chons, geweiht war



eigentlich gar keine Malereien, sondern Darstellungen und Mitteilungen, Anrufe und Beschwörungen sein sollten. Die Sonne zieht durch die Unterwelt, an deren Tor eine heilige Schlange wacht. Gott Horos ist mit „der Menschheit“ zu sehen, wie sie damals bekannt war: Ägypter, Asiaten, Neger und Libyer stellen die „vier Rassen“ dar. Von hier aus gelangt man in einen unfertigen Raum, der offenbar Grabräubern vor-täuschen sollte, daß nun das unfertige Totenhaus ende. „Die Pharaonen müssen die Grabräuber, die es ja damals schon gab, mehr gefürchtet haben als alle Feinde Ägyptens“, raunte Abou-Zaid. „In anderen Gräbern sind riesige Fallgruben gebaut. Auf alle erdenkliche Weise suchte man sich vor Schändern zu sichern. — Hier geht es weiter.“

Der Ägypter deutete auf eine schmale Treppe an der Seite, die zunächst gar nicht beachtet wird. „Sie war nach der Beisetzung, wie alle Räume, vermauert und versiegelt worden — und hier gewiß besonders sorgfältig. Die Grabräuber aber haben die Wände abgehört und so auch diese Geheimtreppe gefunden. Von den 64 Gräbern im Tal der Könige sind 63 erbrochen und ausgeraubt worden. Das 64. Grab ist das des Tut-anch-Amon. Auch das hatten Grabschänder im Altertum ausrauben wollen, waren aber offenbar überrascht worden. Es ist das einzige Totenhaus in diesem Tal, das wir fast unversehrt auffanden.“

Die schmale Treppe führt zu weiteren Räumen. Die merkwürdige Ritualszene der „Mundöffnung“ ist dargestellt, wieder und wieder begegnet man dem Pharaon im Kreise der Götter. Die zehnte und größte Halle war die eigentliche Toten„kammer“. Sechs reliefgeschmückte Pfeiler stehen in der Mitte. Am anderen Ende des Saales stand einst der ebenso gewaltige wie wunderbare Alabastersarkophag des Königs, der sich jetzt in einem Londoner Museum befindet. Darüber wölbt sich die Decke voller astronomischer Darstellungen. In den Seitenräumen des Totensaales ist an den Wänden die uralte Sage oder Weissagung von der Zerstörung, vom Untergang der Menschheit dargestellt.

Bei Tut-anch-Amon

Die beiden Freunde besuchten anschließend noch weitere Gräber, bis Abou-Zaid schließlich vor dem unscheinbaren Eingang zu einem kleinen Grabe haltmachte. „Dies ist die letzte Ruhestätte des jugendlichen Königs Tut-anch-Amon. Er liegt noch immer in seinem großen Sarkophag. Bevor wir eintreten, muß ich Ihnen etwas von seinem Vater erzählen, dem Pharaon Echn-Aton, von dessen Gemahlin Nofretete, die richtig Nafteta hieß, Sie gewiß schon gehört haben. Echn-Aton wollte eine neue Religion stiften. Die Statuen, die uns von ihm überkommen sind, schildern ihn als einen feinsinnigen, vielleicht etwas weichen, zweifellos über Durchschnitt gebildeten

Herrscher. Sei es nun, daß ihm die Priesterschaft in Wëset (Theben) zu mächtig geworden war, worüber sich gewiß viele Pharaonen beklagen konnten (mitunter bestieg auch ein hoher Priester selbst den Pharaonenthron), sei es, daß er dem Glauben an die vielen altägyptischen Götter und Götzen nicht folgen konnte — er gründete eine neue Hauptstadt des Reiches, eine Gottesstadt, bei dem heutigen Tel el Amarna, ließ einen gewaltigen Tempel bauen und weihte ihn Aton, der Sonne, dem einzigen Gott, dem fortan gehuldigt werden sollte. Ob ihn nun das Volk nicht begriff oder die zahlreiche Priesterschaft der alten Götter, die er sich so natürlich zum Feinde gemacht hatte, stärker war, wissen wir nicht. Die Atonreligion überlebte seinen Stifter nicht. Als Echn-Atons Sohn Tut-anch-Aton als Kind von neun Jahren den Thron bestieg, kehrte dieser von der heiligen Atonstadt nach Wëset zurück, schwor dem ‚Ketzer glauben‘ seines Vaters ab, huldigte wieder allen Göttern und nannte sich fortan in Anlehnung an den altägyptischen Reichsgott Amon Ré so, wie er heute noch bekannt ist: Tut-anch-

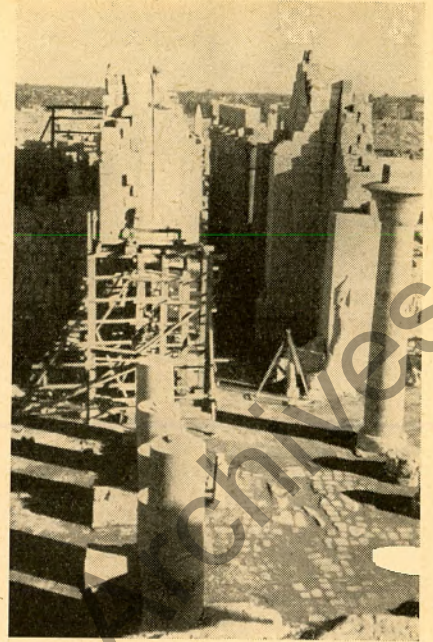
Amon. Er heiratete eine bildhübsche Prinzessin und war sich der Zuneigung der Priester und des Volkes gewiß. Aber so jung er auf den Thron gekommen war, so jung starb er auch nach neun ‚Regierungsjahren‘ als Jüngling von 18 Jahren. Sein Tod kam offenbar völlig überraschend und muß tiefe Trauer ausgelöst haben. Sein Grab im Tal der Könige war noch nicht fertig. So setzte man ihn in einem kleineren Grabe bei, das der Priester Eje für sich hatte bauen lassen. Eje war offenbar schon zu Lebzeiten des jungen Königs der mächtigste Mann im Reiche. Nach Tut-anch-Amongs Tod bestieg er selbst den Pharaonenthron. Vielleicht war das eine glückliche Fügung des Schicksals für den jungen Tut-anch-Amon; denn das für den Pharaon vorgesehene Totenreich, in dem Eje später beigesetzt wurde, ist längst inzwischen von Räubern entdeckt und ausgeplündert worden, während diese kleinere Felsengruft von nur fünf Räumen fast unversehrt an uns überkommen ist. Der junge König ruht hier ununterbrochen und ungestört seit seinem Tode, 1349 v. Chr., nun schon über 3300 Jahre in einem Goldsarg. Als



Eine der 13 Statuen Ramses II. im Luxor-Tempel

dieses Königsgrab 1922 von dem englischen Forscher Howard Carter entdeckt wurde, brachten alle Zeitungen der Erde lange Berichte. Und tatsächlich war dieser Fund eine Sensation: das erste und bisher einzige unversehrte Königsgrab in diesem Tal. Nie habe ein Forscher in der ganzen Geschichte der Ausgrabungen so Wunderbares geschaut, berichtete Carter, als er durch eine kleine Öffnung den ersten Blick in das versiegelte Grab geworfen hatte. Heute befinden sich alle die Kostbarkeiten in den großen Museen, vor allem in Kairo. — Kommen Sie!“ Abou-Zaid ging voran durch einen langen Korridor. In einem 3,60 Meter brei-

ten und 8 Meter langen Raum hielt er inne. „Das ist die Vorkammer. Hier standen noch 1922 drei goldene Bahnen, die über und über mit kostbaren Kleidern und Waffen bedeckt waren. Neben dem inzwischen weltberühmt gewordenen Thronessell Tut-anch-Amons lagerte eine mit einer dünnen Gipschicht überzogene, herrliche bemalte hölzerne Truhe, die bis zum Rande mit kostbaren Gerätschaften angefüllt war. Es dauerte übrigens Jahre, bis alle diese Funde registriert, verpackt und abtransportiert waren. Vier von oben bis unten mit Gold bedeckte Wagen hatte man bei der Beisetzung zerlegen müssen, um sie dem Pharaon mitgeben zu

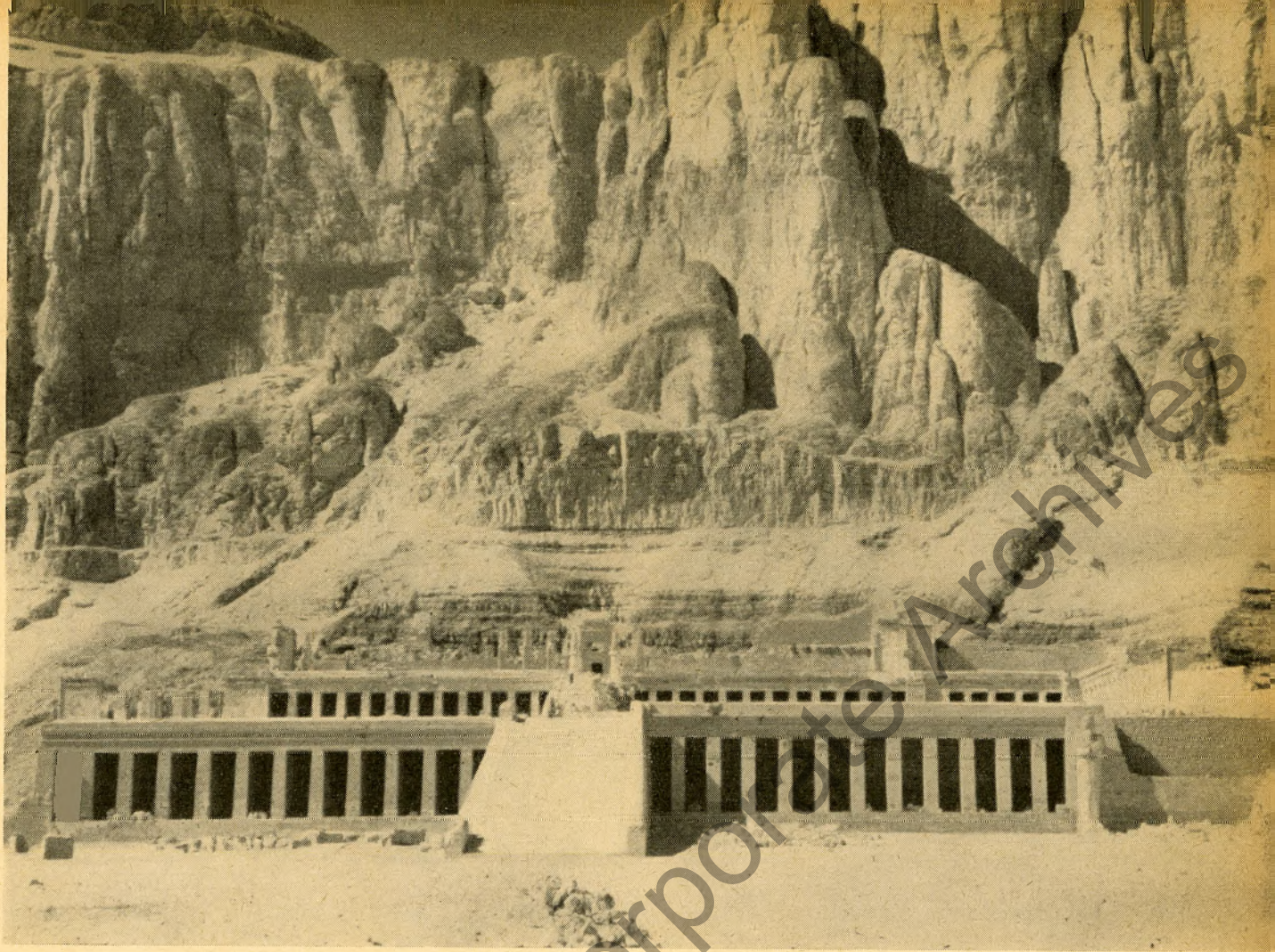


Selbst die Ruinen geben noch einen imposanten Eindruck von der einstigen riesigen Tempelstadt in Karnak

können. Das alles fand Carter unversehrt und sogar noch das natürliche Blumengebilde, das dem Toten vor über drei Jahrtausenden mitgegeben worden war. Es zerfiel bei der ersten Berührung. Und dort drüben erhoben sich zwei große schwarze Statuen als Hüter des Grabes vor einer weiteren versiegelten Kammer. Darin stand ein goldener Schrein von 5,20 Meter Länge, 3,35 Meter Breite und 2,75 Meter Höhe. Die Wände waren mit wunderbar leuchtender blauer Fayence eingelegt und voller Zaubersymbole zum Schutze des toten Königs. Darin befand sich ein zweiter, darin ein dritter und darin ein vierter Schrein — alle vergoldet, einer immer prächtiger gearbeitet als der andere. Im innersten Schrein stand dieser 2,75 Meter lange, 1,50 Meter hohe und ebenso breite Quarzsarg aus edelstem Material, den man im Grabe gelassen hat. In ihm ruht noch heute der jugendliche Pharaon in einem goldenen Sarg in Mumienform. Lebensecht liegt da Tut-anch-Amon mit Krumstab und Wedel in seinen über der Brust gekreuzten Händen, den Insignien der Gottkönige. Aragonit und Obsidian gaben den Augen der vergoldeten Mumie funkelndes Leben, die Brauen und Lider sind mit lapislazulifarbenem Glas ausgelegt. Als man die Grabkammer öffnete, war der König in vier ineinandergeschachtelte goldene Särge gebettet. Drei dieser Särge, darunter einer von massivem Gold, hat man, wie die vier goldenen Schreine und alle die anderen Kostbarkeiten, in Museen geschafft. Den vierten Sarg sehen Sie dort im Sarkophag

Das Tal der Könige, im Vordergrund ein Grabeingang zu einem der unterirdischen Felsenpaläste der Pharaonen, die ihnen als Totenhaus dienten. Hoch über der Schlucht im Libyschen Wüstengebirge „thront“ El Qorn wie eine riesige Naturpyramide





Der anmutige Terrasstempel der Königin Hatschepsut (1511—1480 v. Chr.), der ersten berühmten Königin in der Geschichte der Menschheit und der ersten Frau auf dem Pharaonenthrone

unter der Glasscheibe. In ihm ruht der König weiter. Über hundert Amulette aus Hämatit und goldene Zauberzeichen, besetzt mit Edelsteinen, hatte man in die Leinenbinden seiner Mumie eingewickelt. Finger und Zehen des jungen Königs steckten in goldenen Hülsen. Unter dem kronenartigen Kopfkissen aber fand man ein Amulett aus dem wertvollsten Material vor 3300 Jahren — aus Eisen.“ Schweigend standen die beiden Besucher in der stillen Grabkammer vor dem Sarkophag. Abou-Zaid wies dann auf den Eingang zu einem weiteren Raum: „Aber das war nicht alles. Dort befand sich erst die eigentliche Schatzkammer, und Carter berichtete nach der Entdeckung, daß man da die größten Reichtümer dieses Grabes gefunden habe. Heute ist das alles sicher vor Grabräubern in Museen untergebracht. Gewiß wäre auch dieses Totenhaus eines Tages erbrochen worden. — Seitdem wir nun wissen, wie ein unversehrtes Pharaonengrab ausgesehen hat, fragen wir uns, wie wohl die doppelt und dreimal so großen Felsenpaläste jener alten Könige ausgesehen haben mögen, die jahrzehntelang bis in ihr hohes Alter Wedel und Krumstab in ihren Händen hielten.“

Am Abend standen Abou-Zaid und Axel Berg an ihrem Hotelfenster in Luxor und blickten hinüber zum westlichen Nil-

ufer in die hinter den jetzt blauvioletten kahlen Bergen der Libyschen Wüste untergehende Sonne. In ihrer Phantasie ersteht noch einmal die gewaltige Totenstadt, die Nekropolis Wësets. Aus dem Häusermeer der Priester und Beamten, Künstler, Architekten und Handwerker, Arbeiter und Wächter, die in dieser Stadt

der Abgeschiedenen tätig waren, erheben sich die großen Totentempel der Pharaonen. Da stürmen die grausamen Kriegsscharen des Assurbanipal die hunderttorige Stadt, brennen und plündern, rauben und morden, wie es der Prophet Nahum der feindlichen Assyrierstadt Ninive von Wëset warnend berichtet hat:

„... meinst du, du seiest besser denn die Stadt No-Amon, die da lag an den Nilfluten und rings umher Wasser hatte, deren Bollwerk ein Meer und deren Wasser ihre Mauern waren? Nubien war ihre Stärke und das zahllose Ägypten, Punt und Libyen waren ihre Hilfe — dennoch hat sie müssen vertrieben werden und gefangen wegziehen; ihre Kinder sind auf allen Gassen zerschmettert worden, um ihre Edlen warf man das Los, all ihre Gewaltigen wurden in Ketten und Fesseln gelegt.“



Das gute Buch

Die Verlobten

Alessandro Manzoni, Die Verlobten. Eine mailändische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Deutsche Übertragung von Johanna Schuchter. Oktav, 720 Seiten, geb. in Leinen 17,50 DM. Verlag Herder, Freiburg.

Das Buch ist immer noch einer der bedeutendsten Romane der Weltliteratur. Die vorliegende Übersetzung von Johanna Schuchter gilt als eine der besten.

Goethe sagte von Manzoni, er sei ein Christ ohne Schwärmerei, ein Eiferer ohne Härte gewesen, und vielleicht liegt in dieser Geschlossenheit seines Wesens auch das Geheimnis seiner dauernden Wirkung. Hugo von Hofmannsthal hat es, mit besonderem Bezug auf die Darstellung italienischer Volksart, in diese Worte gefaßt: „Eine antikische alt-junge Menschlichkeit, bis in die Faser getränkt mit dem Geist katholischen Christentums — in dieser unwahrscheinlich vollkommenen Synthese blitzt uns eine, vielleicht die höchste Offenbarung der *italianità* entgegen. Diese Einsicht im Herzen, möchte man von dem Buch als von einem kaum zerstörbaren sprechen, solange nur die Fibern jenes alten Volkswesens selber aushalten.“

Ganz in Gottes Hand

Briefe gefallener und hingerichteter Katholiken 1939—1945. Herausgegeben von Dr. Franz König. Oktav, 210 Seiten, geb. in Leinen 9,80 DM (Verlag Herder, Wien. Auslieferung für das Bundesgebiet: Verlag Herder, Freiburg).

Es sind Briefe an Mütter, an Eltern und Geschwister, an Freunde und Seelsorger. Junge Arbeiter und Bauern, Studenten, Jugendführer, Priester und Ordensleute haben sich darin als Menschen und als gläubige Christen bewährt angesichts des möglichen oder des sicheren Todes, bewährt auch in der Auseinandersetzung mit dem Ungeist eines Regimes, das sie zwingen wollte, das eine oder andere, ihren Glauben oder ihr Menschentum zu verleugnen. Erzbischof König hat diese Briefe in der Zeit gesammelt, als er noch als Jugendseelsorger in einem ausgedehnten Briefwechsel mit jungen Soldaten stand; zum Teil sind sie ihm auch von Angehörigen der Gefallenen oder Hingerichteten übergeben worden.

Es ist eine große Beispielsammlung für alle, die noch mitten in der Bewährung stehen, ein Buch, das sich vor allem an gläubige Menschen wendet. Niemand wird es ohne Erschütterung aus der Hand legen.

Der neue Duden

14. Auflage, 794 Seiten, Ganzleinen 12,60 DM, Plastik 13,20 DM, Halbleder 18 DM.

Der Duden ist ein Begriff für die Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter. Das Werk wurde von der Dudenredaktion unter Leitung von Dr. phil. habil. Paul Grebe in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Sprachatlas in Marburg, dem Deutsch-Schweizerischen Sprachverein und namhaften Germanisten aus dem gesamten deutschen Sprachraum grundlegend neu bearbeitet. Die Art der jetzigen Fassung wird sicherlich dazu beitragen, daß die „Vorbemerkungen“, in denen die geltenden Richtlinien der deutschen Rechtschreibung niedergelegt sind, in noch stärkerem Maße als bisher von den Benutzern zur eingehenden Unterrichtung herangezogen werden. Ein Register zu den „Vorbemerkungen“ erleichtert es künftig dem Benutzer, bei bestimmten Zweifelsfällen schnell und zuverlässig die Stellen zu finden, die ihm Aufklärung geben. Durch die Neuordnung des Stoffes in den „Vorbemerkungen“ und durch das „Register“ ist es gelungen, den Wunsch nach systematischer Anordnung der Richtlinien zur deutschen Rechtschreibung mit dem nach alphabetischer Aufgliederung zu vereinen.

Alles über die Briefmarke

Alfred Schwenzger, Alles über die Briefmarke. Mit zwei Farbtafeln und mehr als 300 Abbildungen im Text. Großoktav, 72 Seiten, geb. in Halbleinen 7,80 DM. Verlag Herder.

Der Verfasser hat wie mancher von uns angefangen, Briefmarken in Zigarrenkisten, zwischen den Seiten alter Schulhefte oder im Album zusammenzutragen. Heute ist er ein erfahrener, in der Welt anerkannter Fachmann. Seine großen und wertvollen Sammlungen brachten ihm schon manche internationale Auszeichnungen. Vor ein paar Monaten stellte er seine Sammlung z. B. in Warschau aus, und eben ist er von einer Sammlersitzung aus Tel Aviv zurückgekehrt. Aus der Vielfalt seiner Erfahrungen und Erlebnisse mit den Briefmarken, aus dem genauen Wissen um die Dinge, die beim Sammeln zu beachten sind, berichtet er in dem jetzt erschienenen Buch. Die Geschichte der Briefmarke, Kuriositäten, die Seltenheiten, Fehldrucke und Fälschungen, Wissenswertes über Herstellung und Ausgaben, das alles erfährt man; aber auch: Wie bewahre ich meine Briefmarken auf? Welches Handwerkszeug braucht der zünftige Sammler? Soll ich meine Sammlung spezialisieren?

Herders

kleine Weltgeschichte

Herausgegeben von Thomas Urban. Der Weg der Menschheit. Preis 1,90 DM.

Wer sich für Geschichte interessiert, findet in „Herders kleiner Weltgeschichte“ einen Wegweiser durch die verwirrende Vielfalt der Einzelereignisse. Hier liegt nämlich der Akzent auf den Wendepunkten und den großen Zusammenhängen der Geschichte, an denen der Weg der Menschheit in seinen entscheidenden Phasen erkennbar wird.

Dem Bändchen — es erscheint als Nummer 5 in der „Herder-Bücherei“ — wird ein ausführliches Register mitgegeben, damit der Leser auch vom Einzelereignis her auf die Zusammenhänge verwiesen wird. So ist hier ein praktisches Handwerkszeug gegeben (das werden Schüler und Studenten besonders begrüßen), zugleich aber auch eine interessante Lektüre, die entscheidende Perspektiven auch zum Verständnis der eigenen Zeit eröffnen kann.

Hausbuch

deutscher Erzählungen

„Hausbuch deutscher Erzählungen“. Herausgegeben von Curt Winterhalter. 522 Seiten, geb. in Leinen 15,80 DM, Verlag Herder, Freiburg.

Das geschmackvoll herausgebrachte Buch enthält eine Sammlung Erzählungen, die in unserem Volk bis auf den heutigen Tag lebendiggeblieben sind und die auch dem modernen Menschen von heute viel zu sagen haben, denn alle in diesem Hausbuch enthaltenen Erzählungen sind über die Zeit ihres Entstehens hinaus lebendig und gültig geblieben und haben ihren Wert deshalb unvermindert behalten, weil die Kunst der Sprache hier ganz und gar in den Dienst am Menschen gestellt wurde: des Menschen in seiner Freude und seiner Not, im mannigfaltigen Erleben und Erleiden seines Schicksals. Was der Mensch unserer Zeit vom Menschen einer vergangenen Zeit erfährt, ist von der Art, daß Vergangenheit und Gegenwart im Rahmen menschlichen Erlebens und Erleidens zu einer großen Einheit werden, daß der Inhalt dieser Erzählungen den Eindruck erweckt, als habe alles Geschehene sich in unserer Zeit zugetragen.

Dieses Buch bringt Erzählungen, die zum großen Teil klassischer Bestand und Allgemeingut sind; aber es wurden auch weniger bekannte Erzählungen ausgewählt, die es verdienen, heute von neuem bekannt und gelesen zu werden. So ist ein wahres Hausbuch entstanden, denn gerade im Kreis der Familie wird der Schatz solcher Erzählungen am besten behütet und mit seinen Werten weitergetragen.

Das Rätsel

Lösungen

der Rätsel aus der letzten Ausgabe

Silbenrätsel

1. Walhalla, 2. Ofenrohr, 3. Literat, 4. Feierabend, 5. Garibaldi, 6. Abendröte, 7. Neustrelitz, 8. Galiläa, 9. Abbau, 10. Maulkorb, 11. Annemarie, 12. Dromedar, 13. Eichendorff, 14. Überfall, 15. Sombra, 16. Manschette, 17. Omelett, 18. Zigarette.

„Wolfgang Amadeus Mozart“ — „Die Zauberflöte“

Silbenkasten

1. Auto, 2. Automation, 3. Autor, 4. Aura, 5. Tomate, 6. Mate, 7. Tito, 8. Tirana, 9. Tortona, 10. Tornado, 11. Torte, 12. Nato, 13. Nation, 14. Dora, 15. Dorado, 16. Rama, 17. Ration, 18. Rate.

Magisches Quadrat

1. Maler, 2. Akiba, 3. Limes, 4. Ebene, 5. Rasen.

Spruchrätsel

ADE — BAR — ADEBAR

Verwandlungsrätsel

P A R I S

..... tropisches Säugetier
..... katholischer Geistlicher
..... Taufzeugen

A T H E N

Wie kommt man am schnellsten von PARIS nach ATHEN?

Schüttelt man die Buchstaben des jeweiligen Vorwortes und wechselt dabei einen Buchstaben aus, so findet man die erforderlichen Zwischenwörter in der angegebenen Bedeutung.

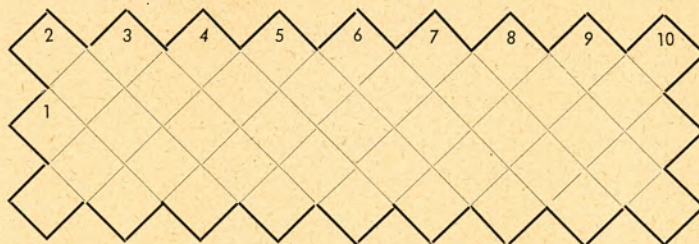
Zerlegerätsel

„MUESSIGANG IST ALLER LASTER ANFANG“

Aus den 31 Buchstaben des vorgenannten Sprichwortes sind 4 Wörter nachstehender Bedeutung (Buchstabenanzahl in Klammern) zu bilden:

- Maßhalten, Selbstbeschränkung (10)
- Wirklichkeitsmensch (7)
- Mitglied einer organisierten Verbrecherbande (8)
- plötzliche Krankheit (6)

Diagonalrätsel



Von der Zahl nach rechts unten:

1. Zeitabschnitt, 2. Gründer Sowjetrußlands, 3. Fäulnis, Verwesung, 4. Längenmaß, 5. bekannter deutscher Leichtathlet, 6. katholischer Geistlicher, 7. dünn, fettlos, 8. ehemals ostdeutsche Stadt, 9. Bedrängnis.

Von der Zahl nach links unten:

3. germanisches Getränk, 4. Teil des Jahres, 5. nicht verheiratet, 6. Taufzeugen, 7. Bauwerk, 8. Matrise, 9. Angehöriger der schwarzen Rasse, 10. berühmter altgriechischer Dichter, 11. Küstenfluß in Nordostspanien.

Magisches Quadrat

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

Die Buchstaben

a — a — a — a — b — b — e — e — e — e — e — g — m — n — n — n — r — s — s — t — t — t — u — u sind so in die Figur einzutragen, daß waagrecht und senkrecht gleichlautende Wörter nachfolgender Bedeutung entstehen:

1. deutscher Dichter (1831—1910), 2. weiblicher Vorname, 3. wohlgefälliges Wesen, weibliche Schönheit, 4. Gewinn eines Raubzuges, 5. nordosteuropäischer Volksstamm.

Silbenrätsel

Aus den Silben

a — bir — burg — ca — dak — de — de — de — der — di — do — dril — dros — e — ein — eis — erz — ga — ge — ge — ge — ge — ge — go — ha — hei — hor — i — in — ka — ka — ke — ki — la — le — li — li — ling — lo — lun — ma — ma — man — mar — mar — me — me — mo — na — nah — ne — ne — nis — no — o — ra — ran — re — ri — rin — ro — sa — se — sel — ster — teur — tra — tre — tro — ul — um — vel — wa — zi

sind Wörter der angegebenen Bedeutung zu bilden. Die ersten und vierten Buchstaben, jeweils von oben nach unten gelesen, ergeben ein deutsches Sprichwort:

1. Brotaufstrich

- Stadt in Ostpreußen
- Zitterton (beim Mundharmonikaspiel)
- Volksführer, Volksverführer
- Ertrag, Erlös
- Musikinstrument
- Schuft, Gauner
- blauer Farbton
- Name vieler Vergnügungsorte
- Frosttage im Mai
- chemischer Grundstoff
- japanische Hafenstadt
- Singvogel
- deutsches Mittelgebirge
- Schriftleiter
- Wespenart
- Laubbaum warmer Erdteile
- dichterische Erzählung
- dreiläufiges Gewehr
- Reisegesellschaft im Orient
- Südfrucht
- kleines Raubtier

Der Hüttenkicker

Horch! Es klingt durch Straßen, Gassen
wieder Weihnachtsglockenton!

Und du kannst es fast nicht fassen:

„Wie, so hoch im Jahr ist's schon?“

Ja, das Jahr wird immer kürzer,

ob du dich auch drüber kränkst.

Mahnend sagen die Chinesen:

„Es ist später, als du denkst...“

Unsres Lebens Sanduhr rinnet

siebzig, achtzig Jahr, doch stet. —

Was man zeitig nicht begonnen,

plötzlich ist's dafür zu spät!

Nehmt zum Beispiel diese liebe,

diese heil'ge Weihnachtszeit!

Herzen, Hände stehen offen,

liebend, gebend, ganz bereit...

Aber kann mir einer sagen:

Wie kommt's, ist die Weihnacht hin,

daß wie ehemals verschlossen,

ichbezogen uns zu Sinn?

Dann hört man uns schimpfen, keifen,
mal daheim, mal im Betrieb!

Kumpel, ist es zu begreifen,

wo der Weihnachtsfriede blieb?

Der steckt nicht in den Klamotten,

die das Christkind uns gebracht,

nicht im Feiertag zur Kirche

mitten in der Heil'gen Nacht!

Steckt auch nicht im guten Vorsatz,

zu Silvester stramm gefaßt,

den du spätestens Dreikönig

schon total vergessen hast.

Kann zu unserm Tun und Treiben

lächeln wohl das Weihnachtskind,

wenn wir niemals mehr dran denken,

daß wir Schwestern, Brüder sind?

Kann Erfolg denn wirklich bringen

unsres Ellenbogens Kraft,

der um der Karriere willen

alles aus dem Weg uns schafft?

Eine Woche Weihnachtsfriede?

Nein, so war es nicht gedacht!

Arbeitsfriede, Völkerfriede

wachse aus der Heil'gen Nacht!

Dann sieht uns der Weihnachtsmann
nächstens doppelt freundlich an.

Dankbar müssen wir gestehen:

Er hat's gut mit uns gemeint,

und wir sind bei der „Maloche“

„brav“ gewesen, wie es scheint...

Große Feier, Päckchen, Tüten

(darauf komm' ich noch zurück)!

Wer beim Schenken helfen durfte,

den erfüllte Weihnachtsglück.

Schlecht dran war, wer im Vertrauen

auf die Gratifikation

im Oktober und November

leihweis' sie verbraten schon!

Der verspricht sich, und ein Lächeln

steht süß-sauer im Gesicht,

wenn die andern er sieht kaufen:

„Nächstes Jahr passiert das nicht!“

Christkind teilt die guten Gaben

wie nach Maß gemacht uns aus:

Denen, die es nötig haben,

schenkt es gleich ein ganzes Haus!

Unsichtbare Weihnachtsglocken

läuten, wenn sie ziehen ein,

schwerbeschädigte Kameraden,

ihre Werkstatt einzuweihn!

Weil sie fleißig und bescheiden

sind, mag Christkind sie gut leiden.

Seinen Arbeitsplatz zu wechseln,

mancher denkt nicht gerne dran,

weil man — einmal eingefahren —

sich schlecht umgewöhnen kann.

Lieber Kamerad aus Barop,

wenn du dich auf uns nicht freust,

sei gewiß: mit Takt und Einsicht

wirst du bei uns „eingeschleust“!

Vom Spezialblech den Kollegen

war's vorm Jahr fast ebenso.

Wurzeln schlagen, das geht langsam...

Doch sie werden wieder froh.

Seht, wir sind, wenn wir's bedenken,

alle aus dem gleichen Holz.

Werden, Wachsen unsrer Hütte

füllt uns mit gerechtem Stolz.

Fast zu 16 000 gehn wir

frohgemut ins neue Jahr,

und wir wissen: diese Zahl wird

wachsen noch, das ist ganz klar.

In der Schaffenden Verein

träte gern noch mancher ein!

Eins ist nur sehr zu beklagen:

Daß sich Bus und Straßenbahn

aber auch auf keine Weise

unsrem Wachstum passen an!

Will man hin zur Arbeit fahren,

wenn zurück man strebt nach Haus' —

ohne Grund und ohne Warnung

fallen Bus und Bahnen aus.

Immer schlechter die Verbindung,

dabei steigt und steigt der Preis...

Nennt mir einen, der uns darauf

einen Reim zu machen weiß!

Ja, es scheint mir unerlässlich

nötig, daß der Weihnachtsmann,

uns den Weg zum Werk zu ebnen,

da geh' mit der Rute dran!

Das wär's wieder mal für heut'.

Nächstens mehr. Adschüß, ihr Leut'!

O komm, Gewalt der Stille

*Wir sind so sehr verraten,
von jedem Trost entblößt.
In all den schrillen Taten
ist nichts, das uns erlöst.*

*Wir sind des Fingerzeigens,
der plumpen Worte satt.
Wir woll'n den Klang des Schweigens,
das uns erschaffen hat.*

*Gewalt und Gier und Wille
der Lärmenden zerschellt.
O komm, Gewalt der Stille,
und wandle du die Welt.*

WERNER BERGENGRUEN



Bers luy saclinera
adoc sera le dieu des



dieux loue en la t
re et aus cieus

Deus in adiutorium meum intende
de Domine ad adiuvandum me
festina. Gloria patri et filio et
spui sancto Sicut erat in prin
cipio et nunc et semper. ac. Chymnus



Dûe pourete ieu
ne fissete vng pe
tit efât nasqra. q
toute poure bestel
lete adozera. en la
crechete. sus seche
herbetela sne rûde

